

**VERDORAZAR.**  
 Illustrierte Damen-Zeitung.

Inhalt: Junge Niederländerin. Nach dem Gemälde von C. v. Bodenhausen. — Hans ohne Herz. Eine Geschichte von August Silberstein. (Fortsetzung.) — Lautenspielerin. Nach dem Gemälde von Sirth du Frénes. — Die Welt im Wassertropfen. Novelle von C. M. Vacano. (Fortsetzung.) — Eine Ehrenrettung der Mode. Von A. Passow. I. — Pariser Brief (mit Abbildungen). — Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. Februar. — Schach. — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 24. — Deciffir-Aufgabe. — Auflösungen der 3 Rebus-Aufgaben und der Unterhaltungs-Aufgabe Seite 32. — Correspondenz.



Junge Niederländerin. Nach dem Gemälde von C. v. Bodenhausen.

➔ Hierzu colorirtes Stahlstich-Modenbild vom 1. Februar.



## Hans ohne Herz.

Eine Geschichte von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

## III. Kohlen brennen.

Eine Kohlenbrennerhütte. Nicht etwa eine solche, wie so manche im Wald in einer Lichtung steht seit Geschlechtern, recht freundlich, trotz alles räucherigen Nachbarlichen, und sogar geziert am dunklen Fensterrahmen mit hellen Blüten und schwellenden Topfgewächsen — nein, eine kleine recht angerufte, aus klaffenden Balken bestehend, ein wenig windschief und düster, mit Fensterchen ohne Glas, nur so groß, um zur Noth ein Gesicht sehen zu lassen, wenn nicht das vorgelegte Brettchen überhaupt jede Ein- und Aus- sicht unmöglich macht.

Das ist die Kohlenbrennerhütte, wie sie heute im Walde steht, mit einer Thüre und einem von Baumrinden gebildeten Dache, morgen ohne Beides. Denn der Kohlenbrenner ist dann abgelohnt, wieder fortgezogen, nachdem das für ihn während eines Jahres oder zweier aufgesparte und zusammengehäufte Stockholz, die Schnittabfälle von der Sägemühle, Wurzelstrünke und Gestänge und all-derlei „gekostl“, seine Handlungen somit zu Ende sind. Dann nimmt er seine Pfanne mit langem Stiele, einen Sack mit allerlei Zeug, der entleert ihm wochenlang als Bettlaken über dem Streulager gedient hat, dazu höchstens, wenn er's sein gehalten, einen eigenen wollenen „Kohlen“ (Wolldecke) und eine Hade mit sich, denn alles Andere, die langen Schürhaken, Leitern und Wasserbottiche mußte der Bauer oder Waldeigentümer ihm zur Arbeit liefern. Und nach der Arbeitsdauer spielt wieder der Wind mit der Hütte, wie's ihm beliebt, und wirbelt das Tannenreisig, selbst die Baumrinde, welche als Dachdeckung gedient hat, in die Lüfte; der Regen wäscht aus den Balkenklüftungen die Moosstücke heraus, mit denen sie eine Weile verstopft waren, und endlich liegt die Thüre, als ein nicht ganz zu verwitterndes, mühsamer gefertigtes Stück, halb unter halb neben dem Steinhäufen, welcher als Herd gedient hat. Zuweilen fährt der Bauer auch die Thüre in sein Heim, denn sie hat wieder andere Dienste zu leisten, und es verwehren mittlerweile draußen einige Aeste und Steine den Eingang. Dann rauscht der Bach wieder ruhig an der „Kohlstatt“ vorbei und ist nicht mehr gestaut, wie zuvor, damit, wenn etwa das Feuer aus dem Kohlenmeiler ausbreche, rasch Wasser genug zur Hand sei, sofern der angenähte „Kohlschutt“ und der nasse Lehm nicht mehr genügende Dienste leisten.

Hier ist der Bach noch gestaut; auch vertiefen ihn einige vorgelegte Steine genügend, daß ein Topf und ein Krug durch raschen Griff vollgeschöpft werden können; ein sichtlich ausgetretener Pfad führt durch das Gras und die großen runden Hufblattblätter und die Wildkimmeldolden zu seinem Rande; jetzt raucht es in seiner Nähe, daß man eine Viertelstunde weit den brezlichen, pechigen spürt. Es ist auch die Hütte gefestigter als sonst, es haucht sich sogar an einer Seite derselben eine Art Kiste oder Kästen aus, ein Angefüge aus „Schnitling“ (Brettstücken vom Baumrande), als hätte der Kohlenbrenner, übermüthig geworden, nicht genug Platz darin und brauche noch mehr Elbegenraum, oder möchte gar üppig einen besonderen „Schlaf-Verschlag“ haben.

Jedoch braucht er wirklich all das, denn er ist nicht allein, es wohnt sein Weib mit ihm. Seitdem das blutjunge Dirnl, das Töchterlein der Kohlenbrennerin, es allzueinsam gefunden unter den Felsen im fernen Wald, wo ihre eigentliche Heimhütte steht, und hinaus in die Welt gegangen ist, von der man bei den Kohlenbrennern gar nichts weiß, seitdem fühlt sich das Weib zu mutterfeulenallein und will von der Welt wenigstens ihren Mann haben, sei er noch so ruhig und pechig, aber mit dem Herzen im Leibe.

Seitdem zieht sie ihm nach, oder vielmehr zieht sie mit ihm und kocht am Bache, oder unter einem Fels, oder in der Hütte, je nachdem. Und der Kohlenbrenner spricht nicht einsam und allein sein letztes Vaterunser vor dem Schlafengehen und steht nicht vom Lager beim ersten Morgenstrahle auf, ohne bald darnach eine „Brennsuppe“ zu haben, ja sein Weib sagt ihm in der Nacht zuweilen: „Rast' nur, bleib', ich geh' schon hinaus und seh' nach dem Brand.“

Und so tauscht auch der Kohlenbrenner mit keinem seiner Art auf Erden, denn er starrt nicht einsam allein zu den Sternen, oder in den Mondschein, oder in das abendliche Glühroth der Waldbaumsämme tief unten, bei dem er sich zuweilen gefragt, ob sie im Himmel etwa auch „Kohlen brennen“. Jetzt ist er verpflegt, wie er's zeitlich nicht sein konnte, solange sein Dirnl bei ihm gelebt, und gab es einen Herzens-trost für den Kummer, daß sie sich in die Welt verloren, so war es der, daß sein Weib bei ihm. Es war ein friedlich Leben mit ihr.

Sie frug nicht, „auf wie lange gedingt sei“ und wo. Wenn der Kohlen-Martl sagte „komm“, so kam sie, und wenn er sagte „geh“, so ging sie; überall wo sie beisammen waren, war's ja gut. Und dem Meiler war sie nützlich, auch dem

Eigner in Wirthschaft und Haus, wenn's gerade sein sollte, und da keine Mehrkosten erwachsen, so konnt' es ja Allen recht sein.

Vielen war sie auch noch mehr als recht, denn die Kohlenbrenner-Liesel hatte während der Wunschnächte ins Feuer gesehen und wußte aus dem Funkensprühen, aus Flammengeziße und Feuerzüngelungen der verschiedenen Hölzer zu prophezeien; sie verstand Karten zu legen, selbst Tränke zu brauen und aus dem siedenden Kessel zu weissagen, selbstverständlich sobald die geheimnißvollen Kräuter darin waren.

Alles dieses verstand sie, und Manche schworen auf ihre Glaubhaftigkeit; Weiber, auch Dirnen freueten sich, wenn die Geheimnißvolle zu ihnen in die Gegend kam und ihnen allerlei heimliche Herzenssachen zu „verrathen“ wußte.

Daß sie vom Fortgehen ihres Dirnls nicht gewußt, je nun, davon hatten die Allermeisten keine Kunde, und den wenigen Fragenden war bald etwas gesagt, dem sie nicht in der ferneren Welt nachersuchen konnten.

Draußen über dem weithingestreckten Wald lag der Mondschein, und in dem Wald stand die nun bewohnte Köhlerhütte, und von dem Dorfe war auch in den Nächten der Weg leicht zur „Her“. Sa eine Here nannte sie Mancher, aber keine böse, denn sie that Niemand etwas zu Leide und mit der Kirche hielt sie's treu und fest. Aber das Weissagen, Kartenauslegen, Kräuterkothen können die Frömmsten, namentlich die Weiberleute nicht lassen, wenn sie's auch noch so oft beichteten.

Wer soll auch den Bedrängten helfen, wenn kein Bader, kein Arzt und keine Arznei, kein „Gebitt“ und kein Rath und nichts von Allen, was Haus und Wirthschaft bieten kann, zu helfen vermögen? Da nimmt sogar ein Herz, wie das der Franzi, Zuflucht zum Kohlenbrennerfeuer im Wald, und zum Kessel und zur Kartenkunst und zu allen Geheimnissen bei Feuerzgluth und Mondenschein.

Sie schreitet in die Waldesnacht hinaus, die Franzi, einmal, und kehrt klopfenden Herzens, geängstigt, als wäre sie einem Wolf begegnet, nach einer Strecke wieder zurück. Sie will's zum zweitenmale versuchen und läßt, nachdem die Hausmutter sie vor dem Schlafengehen zufällig stark mit Weichwasser bespritzt hat, doch wieder ab. Jedoch draußen ist abermals eines Spätabends Vollmond und er vergeht bald, und die Köhlerleute sind bis zum nächsten verschwunden und das Wetter kann sich nicht lange so gut halten. Und ob sie vor Leid wegen des Hans vergehen müßt' und er ihr gar nicht „b'stimmt“ wär' und ob nicht ein heimlicher Feind „dazu steht“ und ob nicht Kräutlein und Gebet helfen können... das Alles muß, muß sie jetzt wissen!

Sie geht trotzmüthig den Waldweg entlang, sie kennt die Steiglein und Schängelungen durch's Holz. Mag auch Alles in Nacht und Mondenschein verändert aussehen, sie kann nicht fehlgehen. Ein Rauschen im Dickicht — laß rauschen! Das Pfeifen eines Käuzleins — dies bangt und beängstigt! Sie tritt auf etwas Weiches, das sich rührt. Ah! wenn es eine Ratter wäre, oder eine Kröte — die kann's gewesen sein! Franzi kommt durch das ganze Dickicht hindurch auf einen freien Platz im Lichte. Sie möchte aufschreien, daß sie doch ihre Stimme höre in dieser Nachtsille und Einsamkeit.

Umkehren? Niemals! Vorwärts! von dort drüben zieht der Rauch her und ein wenig weiter hinter dem Rauchgewölke glühet es in der Luft über den Bäumen; dort ist der Platz, wo die Hütte, wo das Köhlerweib.

Dorthin! sagt sich Franzi. Und müßte sie jetzt selbst ins Feuer treten; denn lieber rasch vergehen, als langsam im Innern das Herz verbrennen und verzehren fühlen!

Dort liegt das Weib in der Hütte und schläft vielleicht schon. — Sie wird es wecken!

Aber vielleicht ist Liesl wach und braut und schwächt oder betet im Mondschein. — Dann kommt sie zurecht!

Dort aber liegt, in Wahrheit, heute das Weib, das sie aufsucht, siech und elend in jenem Verschlage, welchen sich der Kohlenbrenner-Martl scheinbar zu üppigem Luxus gegönnt, der aber sehr nöthig war, weil seine Liesl manchemal Krämpfe bekam, immer wenn sie der Zeit recht gedachte, in welcher ihr lieb's Dirnl in die weite Welt gegangen war. Nach Schluchzen und Zuckungsanfällen lag dann die Mutter „wie abgeschlagen“, matt und unfähig, die Glieder recht zu rühren, außer es hätte dem Martl etwas gefehlt.

Franzi trat beherzt zu dem Brandplatz.

Ein anderesmal hätte sie das Spiel der Kohlenzgluth und des Mondenscheines in der Waldesnacht wundernetzt gefunden und das seltsame Glitzern und Leuchten einiger Baumwipfel gar wol bemerkt. Heute Nacht hatte sie nur Augen, um die Köhlerleute zu finden. Gerade als sie einige Schritte im freien Raume vorwärts gethan, schlug eine Flamme aus dem hohen, schwarzen, runden Meiler heraus; aber davor stand schon gerüstet Martl, als hätte er das erwartet, und wie er so stand und arbeitend sich regte, vor sich die Feuerhelle, zeichnete er sich schwarz wie ein Höllengeist in die Nachtlust hinein und Franzi mußte doch zitternd ein Weichen anhalten.

Bei einer Wendung, die Martl wegen eines Werkzeuges

nach rückwärts machen mußte, sah er die Nahende. Fürchten hatte er nie gelernt und einzelne Besuche bei Nacht war er gewohnt.

„Geh nur eini!“ sagte er bald, als er die Mädchengestalt wol ersehen hatte. Diese trat getrost rascher vor, und er wies gegen die Hütte.

„Sind'st auf der Streu in der Hütten drin die arme Hafscherin.“

Mit einem „Gelobt sei...“ das ihr doch halb in der Kehle blieb, trat die große Dirne in die kleine Thüre. Auf dem Steinherde brannte eine schwache Flamme, und im Lichte derselben sah Franzi das auf dem Lager hingestreckte Weib mit aufgelösten Haaren und klaffen Gesicht. Es war ein Mitleid erregender Anblick, welcher der Suchenden bei ihrer Herzenserregtheit umsomehr zum Innern drang.

„Fehlt Dir was?“ sagte Franzi und beugte sich tief hinab. Ein Nechzen war die Antwort. Die Liegende streckte die Hand aus, sagte nach jener Franzi's und deutete ihr mit einem leisen Drucke und Ziehen an, daß sie sich setzen möge.

Diese suchte nach einem Sitze und fand am Lager einen kurzen Baumstrunk, auf den sie sich niederließ.

„Oh Franzi!“ sagte nun das Weib langsam, „wegen meiner kommst nit, und ich möcht' Dir auch meine Schmerzen nit gönnen. Aber ich weiß, was so junge Dirnl, wie Du bist, plagt und was sie gern von mir haben möchten. Deine Schmerzen kann ich Dir wol lindern, aber heut' nit, mir ist zu angst und wehleidig.“

„Arme Liesl!“

„Und“ stöhnte das Weib, von dem innigen Ausrufe bewegt, „an Dich selbst denkst gar nit? Daß Du den ganzen Waldgang umsonst gemacht und von mir nit erfahren wirst? Sagen könnt' ich Dir schon was, aber es wär' nit so wie sonst... nein, besser ein andersmal... komm übermorgen wieder, ich schlag Dir die Karten und heiz' den Kessel.“

„Übermorgen...?“ hauchte bange und enttäuscht Franzi vor sich hin; es war tonlos gesagt.

„Ist noch Mondzeit! Oder ist Dir das Warten zu lang bis dahin, der Weg zu weit?“

Das große starke Mädchen schwieg bewegt und beschämt in sich gefehrt, wie ein kleines Kind. Der Ausdruck in den Zügen Franzi's gefiel der Köhlerin, sie fand etwas von ihrer weltverlorenen Tochter, dem Dorl, darin, griff nach ihrer Hand und fühlte sich an diesem warmen jungen Leben gleichsam gestärker.

„Ich könnt' Dir was sagen.“ meinte sie nun, sich ein wenig emporrichtend, und das Feuer zuckte eben auf, über sie einen seltsamen Schein werfend. „Warum Du kommst, das weiß Unserens. Siehst, ich darf Dir nur mit mein' Finger nach dem Mieder weisen und Du zuckst... Nit wahr?... Dich laufft's ja heiß an, als thät' ich Dir mit einer glühenden Kohle, mit einem Stück heißen Eisen dorthin fahren! Sei nur still...!“ Und dabei richtete sich das Köhlerweib noch mehr mit dem Oberleibe auf ihrem Lager von der Erde in die Höhe. „Sag's nit, daß ich Dir's vertraut, sag's beileib nit...!“ Sie warnte mit dem Finger der andern Hand, denn sie hielt mit der einen noch immer Franzi wie gefesselt und schien sich daran zu kräftigen, dadurch aufzurichten. „In der Mondzeit kommen diesmal noch Andere zu mir, nit Du allein. Nit Weibskleit nemlich... Burschen kommen. Der Friedl, der Seppi, der Hans...“

„Der Hans!“ rief das Mädchen auf und zuckte mit der gehaltenen Hand, fuhr förmlich dabei vom Sitze empor.

Das Weib fühlte dies wol und sah mit lauernden Blicken auf. Ihr Verständniß hatte viel gewonnen.

„Und er kommt heut'? Vielleicht jetzt?“ frug Franzi bewegt.

„Wer?... Sag's nur nit... schweig... ich aber nenn Dir den Hans. Ich weiß gar wol von Dir und dem Burschen ohne Herz! Meinst nit, daß Unserens viel erfahrt, von dem kein Andres etwas weiß? Und daß die Karten, die Kräutl auch, Allerlei ganz genau deuten? Sei nur still! Ich weiß, daß die Dirnl nit so lang von daheim wegbleiben können wie die Burschen und Mannskleit'. Darum bestell ich die Dirnl immer früher und die Mannskleit' später. Kannst ohne Sorg' sein, daß er etwa gleich da wär'. Aber die Burschen haben jetzt förmlich das Gered' von mir und so viel und so häufig wie jetzt, sind sie noch nie zu mir gekommen. Ich weiß, daß der Hans nit d'ran mögen und nit hergehen hat wollen. Aber die Andern lassen ihm keine Ruh. Und es ist ihm eigentlich nit so um ein Dirnl...“

„Nit?“ rief Franzi auf.

„Als um sein Glück in Haus und Hof und Feld und Alles, was ihm noch bevorstehen kann.“

„Und Du sollst ihm's sagen... Du wirst ihm's sagen?“

„Freilich!“

„Was wirst ihm sagen?“ rief jetzt das Mädchen und sprang heftig erregt vom Sitze empor.

„Ah, siehst, das möchtest Du gar wissen! Schlaue!... Schau!... Das darf ich nur ihm sagen.“

„Kies! Du könntest ein arm's Mäd' zeitlebens glücklich, Dir in Ewigkeit dankbar machen. Red' ihm von mir!“



„Darf ich nit!“

„Darfst nit? Wer verbiet's?“

„Schau hinaus,“ sagte das Weib in erster Ruhe zu dem heftig bewegten Mädchen, „schau auf den Mondschein und denk, wo Du im Wald bist.“

Fast kam dem Mädchen das Weinen und doch wieder bald ein Trost, daß es in der Fülle seines kräftigen, glühenden Körpers die Zähne zürend übereinanderbiß. Diese Wirklichkeit, von welcher das Weib gesprochen, bestand doch auch darin, daß sie, Franzi, in den Wald gekommen war zur Mondnachtszeit, um geheimnißvolle Wahrheit, verborgene Weisheit zu erfahren. Und jetzt wollte sie mit all dem ein Spiel treiben?

Beschämt wortlos blieb sie eine Weile, nachdem die Blutwelle wieder vom Herzen geflossen, und starrte umher.

„Seh' Dich wieder her,“ sagte das Weib, „und sei ein wenig ruhig. Bedenk, ich bin ja krank.“

„Und Du hättest mir schon in der Zeit, in der wir reden, auch aus den Karten sagen können!“

„Meinst? Dazu gehört mehr als Du glaubst und weißt, Du sprühfeuerige Dirn! So gewinnst den Hans nit und kriegst ihn niemals. Es kann auch kommen, daß, wenn Du den Weg zurückgehst, Du ihn im Wald triffst. Das wär' was Schönes!“

„Heiliger Gott! nur das nit!“

„Er wüßt, wo Du warst ... und ich glaub', er wüßt, was Du gewollt hast.“

„Aber Du sagst es ihm nit! Du kannst ja auch ihm nit beschaffen heute was er will. Was willst Du da thun?“

„Das überlaß' Du mir. Denk' ans Heimkommen.“

„Wenn ich aber den Hans treff'! Ein langes Stück Waldweg müssen Alle begehen. Wenn ich ihn da treff'! ... Lieber bleib' ich hier, hinter'm Kohlenmeiler, so lang es sein muß! Im Wald! Bei Dir!“

„Bei mir? Ist Dir leid, daß Du hergekommen! — Ei, Dirn! ... haha! haha!“ Die Alte lachte im Späße, als käm' ihr ein Einfall, hell auf. „Jetzt möchtest die Kohlenbrenner-Kiesl selber sein und schicktest mich statt Deiner zum Wirth heim, daß Du dem Hans Alles sagen könntest, was Du möchtest!“ Sie lachte noch stärker, sie hustete vor Lachen, und es war als zuckte das Feuer mit ihren Bewegungen auf und nieder. Es war ein teuflisches Lachen, daß Franzi fast von Schreck ergriffen ward.

Wie ein Flammenzucken kam ihr der Gedanke an ein Verheren und Personenverwechseln in den Sinn. Ihr Blick fiel jedoch auf das Brettstück zu Häupten des Lagers und sie sah mit Beruhigung ein Kreuzlein daran.

Das Weib wiederholte, noch immer an den Sinn ihrer früheren Worte anknüpfend: „Ei! sage, was Du möchtest!“

Franzi sagte sich nun rasch. „Ja das möcht ich!“ sagte sie fest.

„Gern, recht gern?“

„Ei wol!“

„Das kannst!“ sagte mit einer überraschenden Ernsthaftigkeit die Köhlerin.

„Was? Wie? ...“ Und die Hütte ward schier zu enge für des Mädchens heftige Bewegungen.

„Ruhig's Blut, Franzi! Schau, als ich so jung war wie Du ... und es wär' gesehen, daß mein Liebhaber in den Wald gegangen zum Kohlenbrenner-Weib, das gerade so groß gewachsen wie ich ... und das Weib wär' krank, versteckt in der Hütten gelegen ... dann ...!“

„Dann? Red'!“ Franzi's Seele hing an den Lippen der Sprechenden.

„Dann wär' ich statt ihrer gegangen.“

„Du?“

„Ich!“

„Aber ich ... er kennt Dich ja zu gut!“

„Er kennt mich nit,“ sagte das Köhlerweib. „Er hat mich nur ein einzigmal, als ich zwischen allen Leuten aus der Kirche gegangen, gesehen, sonst nit.“

„Und ich sollt' ...?“

„Hahaha! Siehst, so seid ihr Dirn. Davongehn von Dacheim, den Liebhabern nachlaufen in alle Welt und alles andere Herzige sein lassen, ja Dorl ... Franzi will ich sagen ... das könnt Ihr. Aber Courage am Fleck ... Hahaha, Franzi, Du bist wie die Andern, die Andern!“

„Nein,“ sagte Franzi, stolz ihre Ausnahmefähigung fühlend. „Du glaubst, Dir ein' Spaß machen zu können mit mir, weil ich daher gekommen bin und Du jetzt allen Deinen Einfällen bei mir nachzugeben Lust hast. Nein! Hab' Du Courage! Zeig' einmal Deinen Ernst. Du getraust Dir doch nit, mich schafften zu lassen, wie ich will! Bleib Du und ... gib mir Deine Kleider!“

„Franzi!“ Die Liegende stemmte ihre Arme nach rückwärts auf das Lager und erhob den Oberleib so viel wie möglich, unablässig nach dem Mädchen starrend. „Du möchtest? Du?“

„Ja!“

„Hahaha! Jaja! So soll's sein. Franzi thu's, wie Du gesagt hast, nimm meine Kleider. Das ist mir noch nit vor gekommen! Das soll einmal auch sein, meinewegen! Aber

halt' Dich brav! Kannst Dich verstellen? Ei, Ihr Dirn könnt Euch verstellen; Falschheit im Herzen und Treu zugleich ... nur für Verschiedene. — Euch nit lang. Nimm meinen Rock und mein Leibl, auch mein Tuch. Jetzt mußt Du, selbst wenn Du nit möchtest.“

„Ich will aber!“

„Und das soll einen Hauptspäß geben! Kannst dann daraus machen, was Du willst. Wenn unser letzter Kohlenbrand draußen zu End ist, so ziehn wir ohnehin fort. Aber löst Deine Haare auf ... doch die Stimm?“

„Die Stimm' ... es geht nit, sie so gar zu verstellen ... Herrgott! das hab ich in meiner Eifrigkeit gar nit recht bedacht! O! das kommt hart an ... wird gar nit gehn ...“

„Die Stimm' soll er nit kennen. Dafür laß mich sorgen. Dort liegt ein Vogelruf, ein Vogelgsieferl, ein Stück Bast und Rinden von Birken, wie ich's den Kindern manchmal schenke, die beim Holzklauen vorüberkommen. Kennst's ja! Das nimmst in den Mund und suchst damit die Stimm' zu verstellen, das geht ja gar leicht!“

„Das geht!“ sagte Franzi fest.

„Teurelsdirn!“ rief die Köhlerin und fügte dann hinzu: „Weißt noch was ... schau zu, daß Er ins Reden und Fragen kommt und Du nur Ja und Nein zu sagen hast.“

„Du machst es ja eh' (obnehin) so, ich weiß.“

„Freilich. Und jetzt bist ganz so wie ich. Und mein Mann muß auch helfen.“

Franzi versuchte probeweise die Stimme zu verändern und darüber, daß es so prächtig ging, waren Beide froh.

„Schau, schau!“ rief die Köhlerin aus, die sich in Franzi's Nachahmung eigenthümlich erkannte. „Das hätt' ich Dir nit zugetraut, daß Du so einen Einfall hast. Hab ich ihn gehabt, hast Du ihn gehabt, ich weiß es nit recht. Aber eine seltsame Sach ist's einmal und soll's sein. Hahaha!“

„Ein wenig einrußen muß ich mich ja auch!“

„Hahaha! Freilich wol! ... Franzi, wenn Dich der Hans nit mag, so hat er wirklich kein Herz im Leib. Franzi, thu was Du kannst. Sag' nit zu viel. Sei schlau. Du bist's! ... Und wie Du jetzt schon aussiehst in meiner Gewandung. Die Haar offen. So hab ich's dabei. Ruf meinen Mann herbei, der muß ja davon wissen.“

„Martin!“ rief sie selbst zur Thüre hin und redete dann zu Franzi wieder weiter: „Ich bin jetzt so gesund, daß ich Dir und dem Hans und noch ein paar Leuten Karten schlagen und Kräuter kochen könnt'. Aber nein, Du thust weiter, es soll sein!“

„Da ist mein Mann,“ rief sie auf, als sie diesen gleich nach den letzten Worten an der Thür erblickt hatte. „Hörst, Martl!“

„Ja, was thut Ihr?“ rief dieser aus, mit Erstaunen beim Eintreten das Treiben bemerkend.

Nach einigen ihn verständigenden Mittheilungen lachte er hell auf. „Das ist ein Spaß, wie keiner in meinem Leben! So was! Weibskleit', man könnt wirklich meinen, Ihr hättet den Teivel im Leib. Ja, thut was Ihr mögt und greint mich nit auch noch aus!“ sagte er. „Und das ist ein Spaß, daß die rothen Kohlen schwarz werden könnten!“

„Aber lach' beileib' nit. Und verdirb uns nit die Gesicht!“

„Denn sie ist ernst!“ fügte Franzi hinzu. „Bei all' dem!“ „Glaub's schon und kann mir's denken. Und weißt, Alte,“ sagte der Köhler scherzhaft, die sich bereits ruhende Franzi betrachtend, „wie wär's denn, wenn ich die Kohlenbrennerin tauschen thät? Die könnt schon dableiben statt Dir. Du suchst Dir einen Andern!“

„Wart', ich werd' Dir helfen, alter Sinder!“ greinte und scherzte die Kohlenbrennerin. „Wär' Dir wol recht; aber frag, ob sie Dich möcht!“

„Da neid' ich schon den Buben, den's angeht. Aber, mein Gott! ich wär' auch lieber ein Bierköhlbauer gewesen als ein Kohlenbrenner, muß doch zufrieden sein. Bin's schon, Alte, grein' nur nit. Und wenn Dir besser, vielleicht schon ganz gut, ist's ja so recht! Macht, was Ihr wollt! Du, Dirn, treib's Spiel hinter der Hütten, ein Stück von der Brandstatt weg; ich hätt' sonst kein' Fried'; dort könnt Ihr schwätzen, was Ihr wollt, ich schau nit um und bleib' recht geschäftig beim Brand.“

Die Kohlenbrennerin schärzte ihm noch ein, daß er dem Ankommenden die Mahnung heute besonders vorhalten solle wegen des Fragens und Antwortens.

Der Köhler-Martl ging, das Weib und das Mädchen blieben noch beisammen und vollendeten alles Nöthige.

Die Kohlenbrennerin war wieder gesund und sogar fröhlicher als je.

In Franzi wogte ein Gewirre von Ernst und Scherz, doch sie hätte noch mehr, selbst Gefahr- und Leidbringendes, ja Unsägliches thun können, nur um des Einzigen willen!

#### IV. Er kam durch den Wald.

Er kam durch den Wald gegangen, der Eine, welcher bevorzugt vor allen Andern, erwartet, ersehnt war und dem alle Vorbereitungen galten.

Er hätte ein Liedlein singen mögen, wäre rasches Lautwerden seine Art und Weise gewesen. Aber angeheitert hatte er sich doch. Er hatte den Burschen versprochen, ihnen Alles mitzutheilen, wenn nicht gerade etwas besonders Heimliches vorkommen sollte, und auf dieses hoffte er gar wenig.

Der mondseindurchleuchtete Wald gefiel ihm, es war ihm sogar, als sähe derselbe gerade heute sonderbar geheimnißvoller aus als je. Und nach wenigem Zögern stieg Hans stramm dahin, als träte er auf eigenen Grund und Boden oder wüßte, daß ihm Niemand und nichts da etwas anhaben könne.

Eine Sturmnacht war nicht und kein Blitz fiel, es konnte weder Stamm noch Ast auf ihn stürzen, und was da ringsum pfliff oder kreischte, hoch oben, tief unten, mochte seine Töne beliebig verschwenden!

Angst vor „Ahweilen,“ Gespensterfurcht hatte er keine.

Wenn nur der Kohlenbrenner noch jenen guten „Kronawetter,“ Wachholdergeist, mit sich hätte, welchen er zuweilen in die Gegend brachte, wenigstens ein Restlein des kostbaren Trankes ihm überließe, das war der vorwiegende Geistesgedanke für die heutige ungewöhnliche Nacht.

Mit der Kohlenbrennerin wollte der Hans desto besser fertig werden, und gefiele ihm nicht, was diese etwa sagen würde, so konnte er, mit Hilfe des Mittels vom Manne, doch heiter in der Waldeinsamkeit werden.

„He, Martl!“ rief er diesen an, als er aus dem Walde in den Brandplatz getreten war, „kommst sicher in den Himmel, denn wenn Dich die Teivel beim Feuer sehen, so glauben sie, Du bist einer von den Ihrigen und lassen Dich in Ruh!“

„Freilich Hans, freilich, grüß Dich Gott!“ sagte der Kohlenbrenner. „Alle Kohlenbrennerleut' kommen in Himmel, weil sie durch's Fegfeuer springen.“

„Seltsamer Besuch!“ fuhr er fort. „Weiß schon, weiß schon. Geh' nur hinter die Hütten weiter, wirft schon sehen!“ Dabei stöberte Martl fest in dem Kohlenhaufen herum, damit er dem Neugekommenen nicht ins Gesicht zu sehen brauche. „Und laß' meine Alte heut' nit zu viel reden, sie hat's ein bißl auf der Brust. Red' lieber Du und frag.“

Der Gast zögerte.

„Martl,“ sagte er endlich, „hast Du nicht einen guten Schluck?“

„Halt ja! den sollst haben! Meinen ältesten Wachholder. Mir scheint gar, Du brauchst Courage. Schau, schau!“

„Was? Ich Courage? Nein ... da behalt ihn!“

„Jetzt trinkst erst recht. Da!“ Und er ging wenige Schritte zu einem Stein- und Reifighaufen, seinem Handkeller, und langte daraus eine Flasche hervor, öffnete sie und reichte sie dem Gast: „Trinkst auf's Glück!“

„Soll mir recht sein!“

„Noch einen auf die Weibskleit!“

„Ist mir ein Ding!“ (Einerlei.)

„Und jetzt trink ich, nämlich auf Deine Gesundheit, und daß Dich Eine recht dran kriegt, weil Du gar so gleichgiltig ihust; aber eine saubere (hübsche) muß's wol sein!“

„Ist noch weit hin, mein lieber Alter, da kannst lang trinken und wenn Du auch den Besten hast! — Ich soll jetzt zum drittenmal drauf trinken, sagst Du? Hahaha! Soll nur kommen. Im Geist da drin steck's nit ... und wenn ... so ... aus ist's mit ihm!“ Er that den letzten tüchtigen Schluck, und die Flasche wurde wieder ins Klüble zurück besorgt.

Hans rechte sich, streckte sich, förmlich wol war ihm in der Wärme hier, und nach wenigen Augenblicken schien es ihm, als dehnen sich zuerst die Muskeln, aber auch der Geist in seinem Körper.

Mit behaglichem Nicken antwortete er auf die Befragung Martl's nach dem Wege, der an der Hütte vorbeiführte, in welcher es jetzt stockfinster war, und in kurzer Zeit machte er sich auf zum Antritte.

Verstohlene Blicke folgten ihm, als er scheinbar so ruhig dahinging.

Und doch war's ihm dabei ein Bißchen seltsam. Er sann, und endlich schlug er sich ein Schnippchen mit Daumen und Zeigefinger, um sich die Grillen aus dem Kopf zu treiben und seine wiedergewonnene Sorglosigkeit sich selbst hörbar zu machen.

Hinter der Hütte, ein Streckchen davon ab, am Waldrande, harte Franzi, wol vorbereitet, aber doch mit ängstlich klopfendem Herzen, das sie mühsam niederzukämpfen suchte, sogar mit Stosspfeuzern. Sie hatte auch bereits den Burschen gehört, mit jedem Augenblick erwartete sie, daß er bei der Krümmung sichtbar sein werde.

Sie hatte den Kessel mit der Eisenkette an den Arm eines Astes gehängt, der eigens dafür in die Erde gestemmt war, und das Feuer loderte lustig darunter. Als die Flamme so hell aufzüngelte und aufspraffelte, erweckte das förmlich ihren Muth, und sie dachte dabei, wozu denn so viele Angst haben? Hell auf! Und halten wir's lustig. Wird's verrathen, so heißt's dann ein Spaß. Vielleicht findet gerade dieser bei ihm Anwerth und bringt ihm ins Herz. Wenn nicht, wenn's beim vollen Ernst bleibt, desto besser. Und jetzt soll und muß es sein!



Hans ward sichtbar, schritt heran.

Sie machte sich mit dem großen Eisenlöffel an dem Kessel zu schaffen.

Hans blieb mehrere Schritte entfernt vor ihr plötzlich stehen.

„Schau, schau!“ sagte er, „gerad wie ich's in Bildern schon gesehen.“ Und er stemmte gleichsam muthig und heiter einen Arm in die Seite.

Franzi nickte bloß, sie verhielt sich vorerst stumm.

Er fuhr fort: „Und das aufgelöste schwarze Haar, hörst, Kohlenbrennerin, das macht sich prächtig!“

Franzi's Augen gingen lebhaft hin und her und sie fuhr sich mit der wegen des kurzen Ärmels bloß gebliebenen Hand unwillkürlich durch die aufgelösten Haare.

„Und was Du für Augen hast! Das Schwarze in dem großen Weiß! Hörst, Kohlenbrennerin, wenn die Heren so aussehen, so laß ich mir's gefallen!“

Er schritt näher, war ziemlich nahebei: „Kannst mir aus der Hand wahrhaben? Da!“ Und er streckte sie hin gegen Kessel und Flamme.

Franzi verneinte, mittels hin und her bewegten Kopfes.

„Also nit aus der Hand. Aus Karten, aus'm Kessel?“

Abermals nickte sie, aber bejahend. Hans hatte ihr in recht willkommener Weise noch immer das Sprechen erspart. Sie nahm, wie die Kohlenbrennerin es sie gelehrt, eine Hand voll Kräuter und Ameisenharz und warf dies Gemenge an den Kohlenrand auf die Erde, auch ein Theil davon in den Kessel.

Ein woliger Qualm stieg auf. Hans athmete den stark fühlbaren Dufte ein.

„Das schmeckt prächtig! Ah! Aber jetzt red', sag mir Geheimes!“

„Frag!“

„Fragen, was mir am Herzen liegt? Und Du deut'st mir, ich soll näher zum Kessel gehn? Da drin ersiehst Du's? Nun, siehst Du einen großen Hof und viel, recht viel Geld drin? Siehst es?“

Sie machte mit beiden Händen Bewegungen, als wollte sie ein großes Gehäufte bezeichnen.

„Ist das doch nit mein jetziger Hof, den Du siehst? ... Ja? ... Aber das viele Geld ist noch nit da ... wird also erst kommen ... viel Geld!“

Er war aufgeregt. Und dennoch sann er wieder mit ziemlicher Festigkeit nach: „Bringt eine Dirn das Geld hinein?“ rief er auf.

„Nein!“

„Also nein. Wie soll's denn kommen? Und ich krieg' keine reiche Braut?“

„Nein!“ sagte Franzl energisch und schüttelte fest den Kopf mit den losen Haaren.

„Und Du meinst, ich heirat' Eine ohne Hof und ohne viel Geld?“

„Ja!“

„Hahaha! Kohlenbrennerin, Deine Kunst ist schlecht. Dafür wär ich der Hans nit! — Kann ich vielleicht sogar etwas in Deinem Kessel selbst sehen? Sieht man, wenn man recht hineinschaut? Da möcht ich doch einen Weiberkopf sehen ... den ... wie der ausschaut!“

Franzi bekam einen guten Einfall. Sie ergriff einen Feuerbrand, schwang ihn, daß dem Hans schier angst und bange wurde, und er trat heran und suchte in den Kessel zu gucken. Die Flüssigkeit lag breit und dunkel da. Dadurch daß ein Brand über sie gehalten wurde, spiegelte sie. Der mehr als je aufgeregte Bursche sah hinein und auch Franzl hielt über ihm ihren Kopf. Ihre Augen spiegelten in den Kessel.

„Augen! welche Augen! Schwarze Augen! Herrgott ... richtig seh ich's! Und schwarze Haar! Das macht Einem bang, das Hineinschauen ... man kann's nit leicht ...! Und,“ wendete er sich ab, „ich hätt gern noch mehr, deutlicher das Gesicht gesehen, aber die Hitze ... meine Augen brennen mir schier und auch mein Kopf ... hörst' das i' gruselig! Mir kommt der Schweiß auf die Stirn ... hörst, ich hätt's mein' Lebtage nit' glaubt. Und ich sollt' in ein schwarzauget's, schwarzhaarig's Dirnl verliebt werden bis zum Heirathen? ... Glaub's noch alleweil' nit! ... Soll nur kommen, hoho! ... Hör', Kohlenbrennerin, mit Deinen schwarzen Augen ... Du hast auch solche ... mit Deinen schwarzen Augen könntest noch einen Burschen zum Narren machen. ... Schau, was der Martl für ein Sünder ist! Hätt's mein Lebtage nit' glaubt, daß er noch eine solche Kohlenbrennerin schlau versteckt im Wald, hat ... Schau ... diesen Arm!“

Hans, immer aufgeregter von dem Kräuterdufte, von dem genossenen Wachholder, von der Einsamkeit im nächtigen Wald und von der treibenden Hitze am Feuer, griff nach dem schönen Arme.

Dieser ward ihm weigernd entzogen. Und als Franzl, welche so that und die Alt-Fackel noch hielt, sich unwirksam regte, da stieberten Funken von dem Brand, da fiel eine Kohle auf seine Hand. Er zuckte hinweg, und im Hinwegzucken gerieth er unversehens noch an die heiße Flüssigkeit des Kessels.

Er schrie auf vor Schmerz!

Sie ließ den Brand erschreckt fallen und suchte augenblicklich seine Hand zu erlösen.

Hans schmeigte sich an den weichen, helfenden Arm unwillkürlich an, und bei allem Schmerze hatte die Berührung doch etwas Linderndes, Woliges, der Fortdauer Werthes.

„Komm zum Wasser, Hans!“ rief jetzt das Mädchen ängstlich auf; das Birkenstück im Munde, so wie die Verwirrung des Burschen ließen ihn ihre Stimme nicht erkennen.

Er folgte ihrem Arme, der ihn eilig nach sich zog, ihre Haare flogen und machten sie üppiger schön in dieser mondbeschiedenen Waldesnacht.

Beinahe vergaß sie in Mitleid und Angst ihre Verstellung, und sie führte, drängte ihn an den Bach, an eine hellbeschiedene Stelle, wohin das Licht des Kesselfeuers noch wirkte, zugleich das jener Fackelflamme, welche Martl lodernd erhalten mußte, um an jeder dunkeln Meilerstelle seine Arbeit vollbringen zu können.

„Setz' Dich auf den Stein!“ rief Franzl. Und der Bursche setzte sich, denn er fühlte, daß er wankte.

Sie riß ihr Nackentüchlein herab und tauchte es rasch in den rieselnden Bach und kniete vor ihm und suchte seine Hand kühlend zu bedecken.

Der ungeschwartzte, prächtige Nacken lag zwischen den reichen Haaren, im seltsamen Scheine, nahe unter seinen Augen. Er wollte sich hinabneigen, hielt jedoch an sich.

Sie riß jetzt mit eifrigem Griffe saftige Blätter vom Grunde, zerrieb sie ein wenig und wollte ihre Heilkunst raschest wirken lassen. Alles ging bei ihr in hastiger, fast fieberhafter Thätigkeit vor sich. Wieder kniete sie vor seiner Hand, abermals war sie unter des ungewöhnlich angeregten Burschen Augen.

Das ewige Weiblich-Milde, das ihm seit der Mutterhand nicht nahe gekommen ... die Nacht ... Muthwille ... ein Augenblick ... er neigte sich hinab und drückte einen Kuß auf den Nacken.

„Hans!“ rief die Geflügte auf. Es war ein Ausruf, von Schreck und Staunen und Innigkeit zugleich erpreßt, ein seltsamer Aufschrei.

Der Bursche erbebte. Es zuckte ihm ins Herz. Er war im nächtlichen, verbergenden, einsamen Wald, bei des Köhlers Weib. Er sah ängstlich umher. Nach dem Köhler, nach dem Weibe. Der Schreck, welcher ihm ins Herz gefahren, wirkte wie ernüchternd. Der Ruf, der Ton hallte ihm noch im Ohre. Derselbe hatte etwas Klingendes, Inniges. Hans mußte nicht, sei er behext, oder wirre, oder träume er den Vorgang.

Er suchte sich zu fassen, wie aus einer Bezwungung, einer Verirrung. Das kalte Tuch war ihm eben abgenommen, und die Knieende beschäftigte sich an seiner Hand, um die Kräuter zu legen. Er hatte in seiner frühen Jugend gehört, daß im Wald, bei unheimlichem Thun, sich oft Teufel und Teufelinnen leibhaftig in das Spiel mengten. Sollte die Wahrsagerin, die Here, die Köhlerin ... oder Eine ... die teuflische Gestalt eines verführerischen Waldweibes, wie es solche gibt, angenommen haben? Er war ja sonst so unbewegt ... und ein Augenblick ... Er wollte das Rechte wissen! Er bekreuzte sich rasch mit dem Daumen seiner Linken über das Gesicht, dann umarmte er das Weib fest in der Hüfte; er wollte sie sehen, er mußte sie sehen, er preßte sie förmlich an sich!

„Hans!“ rief jetzt Franzl, bewegter, als sie es hätte sein sollen und dürfen, in ihrem täuschenden Kleide und an dieser Stelle.

Doch dieser Ton genügte. Hans riß die Augen um so mehr auf. Er sah dem weiblichen Wesen in seinem Arme fest und fester, mit vollem Muth in das Gesicht. Die weibliche Gestalt, entflammt, tief erregt, hob ihren Arm und wollte seinen Hals innig umschlingen. Fast war es geschehen ... und ein Zug um die Lippen, ein feuchter Glanz in den Augen machte sich bemerkbar ... Hans hatte diese Merkmale schon einmal gesehen ... „Franzl!“ schrie er auf, „Franzl!“ wiederholte er.

„Hans!“ rief sie tiefinnig bewegt und hing sich vollends an seinen Hals, umklammerte ihn.

Er aber rüttelte sich ... da schüttelte er sie ab, und schleuderte sie von sich, daß sie, die Schwachgewordene, in das Gras, zur Erde taumelte.

Sie fiel mit einem Aufschrei.

„Was habt Ihr denn?“ rief jetzt Martl aus der Ferne und suchte nahezukommen.

Er trat herbei und sah das Mädchen, welches sich nur so weit aufrastete, um, knieend am Boden, das Gesicht an einen etwas aufragenden moosigen Stein zu bergen.

Hans stand emporgerichtet, stumm, trostlos.

Martl lachte nun hellauf. „Hast die Kohlenbrennerin erkannt?“

„Dein Weib!“ rief Hans auf.

Martl merkte den bösen, herausfordernden Ton, als Vielerfahrener war er rasch gefaßt:

„Wenn's wär“, sagte er fest, „wüßt' mir keine Bessere in der ganzen Welt!“

„Das kannst Du sagen, freilich, der Kohlenbrenner!“

„Und wenn Du nit ein Bauernbub, wenn Du ein Königssohn wärst,“ sagte Martl, „wär's auch gerecht!“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre der Köhlerhütte und aus ihrem finstern Innern rief eine Stimme, die des Weibes heraus: „Ich hab' Alles gehört und gesehen! Das Mäd'l hat doch die rechte Wahrheit gesagt!“

„Du Helfersbrennerin! Das ist Betrug!“

„Erzähl's, sag's im Dorf drin, und ich werd' mehr erzählen, als Dir lieb ist!“ Und die Stimme des ungesehenen Weibes tönte aus der düsteren Hütte desto eindrucksvoller. „Ich kann erzählen, wie Du hergekommen bist, daß Du bei der Kohlenbrennerin ...“

„Schweig! Kein Wort!“ rief Hans geängstigt. „Nichts mehr weiter!“

„Schweig auch Du, Franzl!“ rief das Weib.

„Mein armes Herz! ... Und er hat kein's!“ schrie das Mädchen auf, erhob sich und wankte zur Hütte, an welcher sie sich stützte, mit dem Haupte lehnte.

„Gut!“ sagte Martl, „gut! so schweigt denn Alle, schweigen wir über das Geschehene!“

„Schweigen wir,“ sagte das Weib in der Hütte. „Sei's, vor den Leuten! Ich verkünd' Dir's aber doch voraus, daß wahr werden wird, was ich Dir heut' in der Nacht, unterm Vollmond im Wald da sag'. ... Thu Dir nit zu gut auf Deine Halsstarrigkeit und glaub's ja nit, was Dir Manche gesagt, Du brauchst kein's und Du hättest kein Herz im Leib! Und wär das Deine aus Stein und Eisen ... ich brech' Dir's! ich zerbrech' Dir's jetzt! ... Und es wird weich werden!“

Das rief die vermeintliche „Her“, die mit den Gefühlen und Herzen anderer Leute umzugehen Gewöhnte, und sie kannte die Macht solcher beeinflussenden Worte, gerade weil sie unter Waldleuten und in der Dämmerhaftigkeit waldverlorener Hütten erzogen war.

Hans stand betroffen. Kaum rührte er sich. Das Ganze prägte sich seltsam in sein Inneres. Kaum hatte jemals irgend etwas so auf ihn gewirkt.

Er schauerte jetzt.

Er warf einen Blick, als wäre er in einer Art Erwachens, auf die seltsame Umgebung, und er sah im hellsten Doppelscheine der Flamme und des Mondes seinen langen Schatten vor sich auf den Boden hingestreckt. Es kam ihm vor, als wäre ein Zweiter oder er selbst zu Boden hingeworfen.

Er wendete sich und ging schweigend.

In der Hütte drin, es dämmerte bald, kleidete sich das halbkranke Mädchen wieder um und richtete sich zum Heimgehen.

Martl begleitete sie eine Strecke Waldweges.

Die Köhlerin, wieder gesund geworden, wachte am Weiler. Und als die beiden im Walde Wandelnden aufsprachen, hörten sie, bange machend oder stärkend, einen kräftigen Lufschrei vom Brandplaz her.

(Schluß folgt.)

## Die Lautenspielerin.

(Zu dem Bilde von H. Girsh du Frönes.)

Klinge, Klinge, liebe Laute!  
Tragt den Klang hinaus, ihr Winde,  
Daß ihn hör' der Schlanke, Traute,  
Und den Weg der Liebe finde.

Mögen immer nach mir schauen  
Feine Herrlein, reich geschmückt,  
Loben meine dunklen Brauen  
Und mein Kleid, das schön gestickt,

Mögen meiner Locken Wehen  
Nähmen und den Hut von Seide,  
Mögen mir ins Auge sehen —  
Nimmer ist mir das zu leid.

Doch nur Einen lieb ich wieder:  
Der Torero's kühnsten — José,  
Ihm nur gelten meine Lieder,  
Blüht am Busen mir die Rose!

Klinge heller, liebe Laute!  
Tragt den Klang hinaus, ihr Winde,  
Daß ihn hör' der Schlanke, Traute,  
Und den Weg — zur Liebsten finde!

2. 3.

## Die Welt im Wassertropfen.

Novelle von E. M. Vacano.

(Fortsetzung.)

4.

Die Zeit verging in dem Felseneste. Jeder Tag brachte dieselbe Sonne und brachte dieselben Leute. Hatte man aber einmal Fuß gefaßt hier, dann fühlte man das Flutthen und Wehen einer jeden Stunde, das Pochen des Daseins, das Flimmern des Lichtes im Thautropfen so mannigfaltig, so reich, so angstvoll oder so schmerzvoll, wie nur je in der großen, geräuschvollen Welt draußen.





Lautenspielerin. Nach dem Gemälde von Kirth du Frènes.



Mit dem Lieutenant hatte Ottone ein, zwei Partien in die Ebene hinunter gemacht; aber dem ersten jungen Manne widerstrebten die Fansaronaden und die krampfhaften Lüderlichkeiten des militärischen Stützers, und ohne ihn zu meiden, suchte er doch nicht mehr seine Gesellschaft. Ottone hatte sich das Leben anders, schöner gedacht! Er war so sittlich und ehrlich, daß er es wenigstens hatte erreichen wollen, mit sich selber in Frieden zu leben, und dieser Friede war ihm geraubt. Er fand trotz der Freundlichkeit seines Onkels das Heimathsgedächtniß nicht bei ihm, die volle Begeisterung der Dankbarkeit nicht. Und seine Tante ...

Die Zeit verging und es kam eine Abendstunde, wo er, mit der guten alten Cecca Panuzzi den Grat des Felsens entlang spazierend, gegen die Festung heimkehrte. Sie hatte davon gesprochen, daß sie in den nächsten Tagen neue Noten von Ricordi erhalten werde.

„Ich werde es nicht mehr hören, wenn Sie dieselben singen,“ sagte er plötzlich. „Denn ich gehe fort.“

„So bald?“ sagte die Dame mit einem scharfen Blicke nach ihm, ihren Hals streckend. „Nun, ich habe es Ihnen ja gleich gesagt. Hier ist der Platz nicht für Sie.“

„Oh, nicht, daß ich mich gelangweilt hätte, daß ich mich nach der Stadt sehnen würde, im Gegentheil!“ fügte er hinzu, „Ich wäre so zufrieden hier, aber ...“

„Aber ...? Es fehlt Ihnen doch der rechte Umgang,“ sagte sie. „Das heißt, Sie schwärmen noch nicht genug für die Kunst, sondern wollen Abenteuer haben. Trotzdem haben Sie noch einen anderen Grund Ihres Fortgehens. ... Halten Sie mich für Ihre ehrliche Freundin?“ setzte sie ungeziert hinzu.

„Ja!“ sagte er einfach. „Und ich weiß, daß ich offen sein kann gegen Sie. Ich halte es hier nicht aus, der Signora Ada wegen.“

„Ihrer Tante wegen?“ sagte Signora Cecca und hüllte sich kopfschüttelnd in eine Puderwolke. „Und sie ist doch eine so gute, so liebe junge Frau.“

„Gut? das ist möglich, gut gegen Alle, nur nicht gegen mich!“ fuhr der hünenhafte junge Mann fort und richtete sich in seiner vollen Größe auf.

„Gegen Sie nicht? Nun, vielleicht nicht so, wie Sie es von anderen Frauen gewohnt sind,“ sagte sie, sinnend auf den schönen Mann blickend.

„Oh, sie ist gegen mich so wortkarg, kennt mich kaum, hat nie eine freundliche Miene gegen mich, meidet mich, setzt mir einen Stolz entgegen ...“

„Nun, der Stolz einer jungen Frau ist nicht das Schlimmste an ihr,“ sagte Signora Cecca ruhig.

„Ja, der Stolz! Aber das ist kein Stolz, das ist Hochmuth, unerträglicher Hochmuth!“ zürnte Otto, und seine braunen Augen flammten und sein heißes Wesen kam zum Vorschein wie eine Naturgewalt. „Sie übertreibt ihre Gleichgiltigkeit gegen mich. Ich bin nur ein armer Neffe ihres Gatten, das weiß ich, und ich weiß, daß er mein Wohlthäter ist, daß ich ohne seine Hilfe verkommen wäre, daß ich alles, was ich bin, durch ihn bin, daß ich ein Geschöpf seiner Güte bin, und ich weiß, daß ich hier nur demüthig und dankbar sein darf. Aber sie meint, sie müsse mich in die Schranken des Betitlers zurückweisen, und das halte ich für überflüssig, da ich diese Schranke nie überschreite. Oder thut ihr vielleicht die Gabe leid, die der Onkel an mich verschwendete?“

Er sagte das wild. Es war der letzte Gedanke, den sein armes, sturmbewegtes Herz gefaßt hatte.

Signora Cecca blieb stehen und legte ihre dünne gelbe Hand auf seinen Arm. „Halt, mein Lieber!“ sagte sie ernst. „Das darf ich nicht anhehren. Ich weiß nicht, was Sie so sprechen macht, ob Ada zu weit geht gegen Sie, aber ich weiß, daß ...“

Sie sprach nicht weiter. Vielleicht dachte sie: „ich weiß, daß Sie blind sind.“ Laut fügte sie hinzu: „Ich weiß, daß es vielleicht gut ist, wenn Sie Ihren Entschluß ausführen und abreißen.“

Sie erschrack Beide. Denn die freundliche Stimme des alten Kommandanten tönte dazwischen: „Was höre ich da, Ottone? Du willst uns verlassen, ehe Du noch die Aussicht auf die versprochene Stelle hast? Wie wäre mir das? ... Nein, nein, daraus wird nichts. Du mußt bleiben, und jetzt erst recht, mein Junge, seit ich Dich als einen so braven, ersten, bescheidenen Menschen kennen gelernt habe. Meine Frau ist nicht hochmüthig, wie Du meinst. Sie ist eben ein wenig scharf. Sie wird gewiß freundlich sein, wenn ich ihr sage, daß Du die Sache so nimmst ...“

Durch Ottone's ganzes Wesen zitterte es wie ein Schrecken. „Ich ... Du hast gehört, Onkel?“ rief er, tiefroth. „Vergib mir. Ich weiß nicht, was ich rede. Ich bin ein launischer, undankbarer Mensch. Es ist mir nur so durch den Sinn gefahren. Versprich mir nur Eins: daß Du mit — mit der Tante nicht darüber redest. Ich bitte Dich!“ Der Kommandant lächelte. „Gut, denn!“ sagte er. „Ich will Dich nicht verklagen. Ich möchte nur, daß Du Dich hier heimlich fühlst und so glücklich, wie — wie wir Alle sind,“ setzte er zufrieden hinzu. Es war in der letzten Zeit wie eine sonnige Erholung gekommen über den alten Mann,

wie eine Befreiung von bangen Sorgen. Und der beste Theil dieser Befreiung schien zu sein, daß er seinen Neffen so lieb haben konnte. Und er nahm denselben am Arme und ging mit ihm plaudernd zwischen den dichten Myrthengebüsch hin. Signora Cecca Panuzzi ging neben ihnen und warf nur hie und da ein Wort ein. Aber ihre schwarzen Augen waren so mitleidig auf den alten Kommandanten gerichtet, und sie dachte: „Du guter Mann, auch Du lebst für ein Kunstgebilde, für eine holde Lüge. Und ich bleibe dabei, der junge Signor sollte in's Leben hinaus.“

## 5.

Es war einmal nach dem Frühstück im Speisezimmer. Ada und Signora Cecca hatten sich um ein Tischchen in den runden Fenstererker gesetzt; sie hatten ihre Requisiten zum Aquarellmalen aufgestellt und versuchten, die Alpinistenkette, welche man von hier aus sah, in der eigenthümlichen violetten Färbung des heutigen Tages wiederzugeben.

Der Kommandant war mit dem Lieutenant im Kasernenhofe drüben und hielt große Musterung. Es war dies stets ein wichtiger Tag für die ganze Festung, die doch im Ganzen nicht so viel bedeutete, wie die Hauptwache einer Provinzstadt. Sogar die dicke Grizza war aufgeregt, denn sie war eine alte Soldatenfrau mit Leib und Seele. „Es handelt sich um's Vaterland!“ dachte sie bei solchen Inspektionen der Monturen und Gewehre.

Otto saß im Frühstückszimmer in der Nähe der Damen und las in einem Bande von Verga's Dorfgeschichten. Der jungen Frau flatterte ein Aquarellpapier zu Boden. Ottone wollte es aufheben. Sie sagte jedoch kurz: „Ich danke, ich habe schon ein anderes.“ Und da er sich über ihre letzte Skizze neigte und meinte, die Luftlinie seien virtuos gerathen, da antwortete sie gar nicht. Es war, als sei er die ungeschene Fliege an der Wand. Und sie wandte sich an ihre Gesellschafterin und sagte: „Wenn mir nur Jemand rathen wollte, ob dieser Luftlinen recht ist ...“

Da sagte Signora Cecca gutmüthig. „Liebe Ada, hast Du nicht gehört, daß Signor Ottone soeben gesagt hat, die Ailance sei vortrefflich?“

„Ich möchte aber Dein Urtheil haben, Cecca.“

Ottone biß sich auf die Lippen. Er trat an ein Fenster und blickte hinaus.

Die Cecca sagte nun ihr Urtheil, welches ganz mit dem Ottone's übereinstimmte und schwatzte dann viel, um eine gemüthliche Stimmung zu schaffen, was ihr aber nicht gelang. Nun fehlte Neutraltinte, und Signora Cecca erhob sich, um dieselbe aus der Bibliothek herüberzuholen. Als sie das Zimmer verlassen hatte, trat Ottone vom Fenster zurück und wandte sich jählings gegen Ada.

„Tante!“ sagte er. „Ich bitte Sie, mir zu sagen, weshalb Sie mich hassen?“

Sie neigte sich tief auf ihre Skizze nieder und sagte kurz: „Ich Sie hassen? Was fällt Ihnen ein.“

„Oh, stellen Sie sich nicht, als ob Sie nicht wüßten, daß Sie mich geflissentlich übersehen oder abweisen. Warum sind Sie nur gegen mich so? Ich könnte der schlechteste Mensch sein, nach der Art, wie Sie mich behandeln. Was habe ich Ihnen gethan?“ ...

Sie schaute sehr bleich zu ihm auf. Es war, als fehle ihr die Kraft, noch länger eine Rolle zu spielen. Was für ein seltsamer Blick! ...

„Der schlechteste der Menschen!“ sagte sie wie heiser. „Ich wollte, Sie wären es!“ ...

Er schaute sie erstaunt an. „Ich verstehe Sie nicht,“ sagte er.

„Nein,“ sagte sie, noch immer wie müde. „Sie verstehen mich nicht.“

„Ich sehe nur, daß ich Ihnen zuwider bin, daß Sie mich verachten, ohne daß ich es verdient habe. Sie, die Gattin meines Wohlthäters. Und ich ertrage das nicht. Was habe ich Ihnen denn gethan? Habe ich gesagt, gethan, was Sie verletzen kann, so machen Sie mir Vorwürfe! ...“

„Was wollen Sie mit dem Allen?“ erwiderte sie, und ihre Augen waren jetzt starr auf sein ehrliches, schönes junges Gesicht gerichtet.

„Ich will fortgehen, wenn Sie es wünschen.“

Sie nickte. „Thun Sie das.“

Die alte Empörung überkam ihn abermals. Dann zertheilten sich plötzlich die Sturmwolken vor seinen Blicken, es war, als bläke er in helles Himmelslicht, wie er in ihrem Auge las ... Er sagte nichts mehr. Er neigte nur sein Haupt. Er war so bleich wie sie. Er verließ das Zimmer. Er wußte nicht, wie er auf sein Zimmer kam. Er sank dort auf einen Sitz und barg das Antlitz in den Händen. Die Welt schien um ihn stille zu stehen. Er wußte, daß er sie liebe! Und er wußte, daß — oh! nein, das konnte ja nicht sein ...! War es kein Haß, der sie bewegte, war es ... Seine brave, ehrenhafte Seele versank in die Schauer eines blüthentreibenden Lenzsturmes.

## 6.

Ottone schritt aus der freundlichen weißen Dorfstraße von Renzano hinaus gegen die Felsenpässe zu, an die sich zerfallende, morsche, ärmliche hölzerne Hütten klammern wie Schnecken nach einem Regen. Vor einer dieser Hütten gellte ihm ein bekannter Schrei entgegen und ein kleiner brauner Junge mit schwarzen Kirschenaugen sprang auf ihn los und kreischte um einen Soldo. Und in der Thür dieser elendesten letzten Hütte erschien ein großes, schlankes Mädchen; der Knabe rief ihr Etwas im Rauderwälsch zu und sie zog die dichten Augenbrauen noch dichter zusammen und ihre schwarzen Augen ruhten scharf auf dem Ankommenden. Sie hatte ein schönes Gesicht, nur ein wenig scharf.

Der Weg zwischen diesen Felsenengen, auf welchem Ottone schritt, führte nach ein, zwei Wegstunden auf die weißglühende Landstraße zwischen Ballena und Ciacca hinaus, wo Postwagen verkehrten, Touristen kutschten und die Briganten von Renzano ihren Arbeitsplatz haben. Ottone blieb stehen und grüßte und schaute Cecca an. Das war also das Mädchen mit der süßen Stimme, die ihm ein Vergeben, eine Rettung aus den gefährlichen Träumen verheißen hatte. Schön war sie, aber — aber was? Ach, Ottone fühlte deutlicher als je, daß es nichts mehr für ihn gebe auf Erden, keine Schönheit und keine Häßlichkeit, keine Freude und kein Leid, außer — ihr, außer ihr!

In der Hütte drinnen erscholl die keifende Stimme eines alten Weibes, welche Cecca in dem unverständlichen Rauderwälsch von Ciacca etwas zurief.

Die Cecca trat mit den feinemüllten Füßen die Felsenstufen vor der Hütte hinab und sagte, ohne zu lächeln, in ihrer dunklen Weise: der Pierino habe ihr erzählt, ihre Stimme gefalle dem Signor. Und wenn der Signor vielleicht Platz nehmen wolle und sich ein wenig ausruhen im Schatten ...

Ottone nickte und ließ sich auf einen moosigen Stein an dem Straßenwege nieder und fragte nach der Madre.

Die Madre guckte aus der kleinen viereckigen Oeffnung neben der Hüttenthüre und keifte auf Pierino, er solle die Excellenz nicht beschmutzen mit seinen Händen, und keifte auf ihre Tochter und rief ihr im Dialekte heftig zu, und die Cecca stellte sich gerade, die Arme schlaff an den Seiten niederhängend, das braune, junge, ernste Gesicht gegen den blauen Himmel droben gewendet, von welchem sich hoch oben auf den Felsenkanten die Bäumchen grell abzeichneten, und fing an zu singen, mit süßer, herrlicher Stimme. Sie sang ein Lied von Liebe und Treue. Dann sang sie ein wildes Lied von Haß und Eifersucht, und dann die Klage eines Weibes um den Versagliero, der den „Fremden“ als Opfer gefallen. Und als sie geendet hatte, da erwartete Ottone gleichsam wie aus einem Traume. In jedem Tone des Liedes hatte er Ada gedacht und gefühlt. Und er errieth nun, was ihn an der süßen Stimme gefesselt hatte: es war der Zauber, den der Gesang über jedes Herz ausübt, in welchem die Liebe mit ihrem Leide erwacht. Und er fühlte, daß er geweint habe. Wie dumm das war!

Er erhob sich. Er sah das Antlitz der Alten aus dem Fensterchen ihm zugewendet, und die schwarzen Kirschenaugen Pierino's belauerten ihn. Nur die Cecca stand da und schaute in das Dunkel der Felsenenge hinein, finstern, gleichgiltig. Ottone dankte ihr für den Gesang und zog dann seine Börse, aus der er ein großes Geldstück nahm, welches er dem Pierino reichte, und grüßte und schritt weiter.

Pierino sprang auf die Cecca zu und gab ihr triumphirend die Münze. Die Alte im Hause keifte irgend eine Frage. Die Cecca stand da und blickte mit ihren dunklen Augen dem jungen Manne nach. Dann flog etwas Glänzendes durch die Sonnenlichter vor der Hütte, wie eine Sternschnuppe. Es war das Geldstück, welches Cecca wegwarf — die Verrückte! Geheul und Getreisch füllten nun den Felsenwinkel um die Hütte; Geheul der Alten, Getreisch des Bubens. Nur Cecca stand trotzig da und sagte: „Den mag ich nicht! Mit dem ginge ich nicht in die große Stadt, um dort zu singen auf dem Theater. Wenn mich Einer mit sich nimmt und zur Prinzipeffa macht, dem will ich das letzte Geldstück auspressen! Den aber ... den müßte man lieb haben ...!“

## 7.

Der Tag schritt weiter und auch die Grizza kam nach Renzano herab, blieb aber im Orte selber, wo sie in den verschiedenen stattlichen Gehöften der Bettlerinnen ihre Einkäufe machte. Am längsten blieb sie in dem behaglichen Hofe der Frau Bürgermeisterin Baretta, welche ihre Freundin war. Da wurden ihr gebratene Kürbisse, gesottene Linsen, die schönsten Hühner in Del gebraten vorgesetzt. Und Wichtiges und Großes wurde da geschwätzt. Am Abend da stieg die Grizza wieder in die Festung hinauf, gefolgt von einem dicken Jungen, welcher zwei Körbe mit den eingekauften Vorräthen trug. Im Kasernenhofe wurde Grizza mit Freudengeschrei empfangen, von der Schildwache, von einigen Köpfen, welche über aushängenden Wäschestücken aus den Fenstern sahen, von einem Soldaten, welcher auf einer Bank im Schatten lag



Neue Vorräthe! Neue Butter, frische Fische! Sogar Molino hörte auf, den Rock des Signor Ottone auf dem Gange auszuklopfen. Und wie die Grizza an ihm vorüberkam, sagte sie: „Dein junger Herr ist noch nicht daheim?“

„Nein,“ sagte er.

„Nun, dann mag er nur nicht gar zu weit gegangen sein,“ machte Grizza kopfschüttelnd. „Ich sah ihn unten gegen die Hütte der Lecca gehen.“

Die junge Frau des Kommandanten hörte das von ihrem Fenster aus, wo sie hinter den grünen Jalousien saß und arbeitete. Sie hatte keine Ruhe, nirgends Ruhe. Sie warf die Arbeit weg. Es war schon spät am Tage, der Himmel war so roth vom Sonnenglühen wie von Blut. Sie trat aus ihren Zimmern und begab sich in die Kanzlei ihres Gatten, wo derselbe die Zeitungen von vorgestern las. Als sie eintrat, rief er ihr mit seinem väterlichen Lächeln entgegen: „Da ist ja mein Engel!“

Sie legte ihre Arme um seinen Hals und sagte nur: „Mir ist so bange! Es ist so still, gar so still . . .“

„Und wo ist Signora Cecca?“

„Sie macht im Gartenhaufe Salat an.“

„Und Ottone, ist er noch immer nicht zu Hause?“

„Nein,“ sagte sie plötzlich finster, kurz.

„Schon seit früh ist er fort! Er war weder beim Frühstück, noch beim Mittagmahl, noch später beim Kaffee. Nun, es liegt nichts daran, wenn er Ausflüge macht, aber er scheint sich hier nicht behaglich zu fühlen. Das thut mir leid. Vielleicht bist Du nicht ganz so herzlich gegen ihn, wie Du sein sollst, Adina mia. Siehst Du, er ist außer Dir der Einzige, der zu mir gehört; ich möchte nicht, daß er sich mir entfremde. Willst Du also mir zu Liebe recht freundlich mit ihm sein, heute Abend? . . .“

Sie schaute zu Boden. Ihre Wangen brannten. „Es wäre eine Sünde, wenn ich das nicht erfüllte!“ dachte sie. „Es wäre mehr, es wäre wie Furcht.“ Und sie schaute mit ihren sanften Augen schau, stehend auf ihren Gatten und sagte dann: „Freilich will ich.“

Aber Ottone erschien auch beim Abendessen nicht. Es war spät, sehr spät in der Nacht, als er heimkam. Der Mond stand hoch am Himmel, die Sterne wimmelten über der stillen Festung, als Ottone in sein Zimmer trat, wo der Molino angekleidet auf der Matte des Bodens schlief.

Nachthau lag auf dem Heimkehrenden, auf Wangen und Kleidern. Nachthau lag über Allem und Jedem im Zimmer, dessen Fenster weit geöffnet standen. Wo war er herumgerirrt den ganzen, endlosen Tag hindurch, um Frieden zu finden für den Zwiespalt in seiner Brust?

Er hatte ihn nicht gefunden. Aber wie er jetzt so im Zimmer stand und der Mond draußen förmlich duftete und die Sterne wie ein Heer von Verheißungen erstrahlten, da war es ihm, als könne nie eine Sünde sein, was unser hilfloses Herz wie eine Naturgewalt überkommt . . .

Aber sie lieben müssen, die Gattin seines Wohlthäters, seines ehrwürdigen Verwandten! . . . Was that's, wenn er nur stark und muthig blieb und sie verließ! Und war es denn so schlimm, die Gattin eines Andern höher zu stellen, als alles Andere auf Erden, wenn nur kein Blick, kein Wort es kund machte?

Da war der gute, blonde Molino — sagte man ihm nicht auch nach, daß er von der Grizza protegirt werde?

Er weckte den Diener. Der fuhr auf. Der junge Herr ließ sich von ihm entkleiden. Dabei plauderte er mit ihm. Er sprach mit ihm von den Mädchen im Dorfe unten. Molino kannte die wenigsten.

Der junge Herr sagte dann mit einem gezwungenen Lächeln: „Freilich, was kümmern Dich die Mädchen aus Menzano. Du schlauer Bursche hast ja nur Augen für die Grizza, wie man sagt.“

Molino stand eben da mit einem Stiefel in der Hand. Er schaute mit seinen blauen Augen erstaunt auf Ottone. Dann wurde sein ehrliches Gesicht noch röther als früher: „Oh, oh, das sagen die schlechten Menschen!“ machte er entrüstet. „Oh, Excellenz, wie können Sie so etwas denken, so etwas Garstiges? Ich auf eine verheirathete Frau schauen, auf die Frau meines Wohlthäters, des alten Campu, welcher mich hierhergebracht hat, damit ich nicht in einer Schlacht erschossen werden kann! . . . Das wäre ja abscheulich! Nein, Signora Grizza hat mir eben versprochen, sie werde mir, wenn ich brav bin, eine Braut verschaffen, eine schöne Braut, eine reiche Braut, eine junge Braut, damit ich sehr glücklich werde. Aber es währt so lange, so gar lange!“ . . .

Und Molino seufzte.

Er hatte gedacht, Signor Ottone werde Etwas sagen. Aber der hatte sein Antlitz in den Kissen geborgen. Und als der dicke Soldat nach einem Weilschen fragte, sagte Ottone nur das eine Wort: „Geh!“

Aber er sagte es nicht unfreundlich, wie es Molino schien. Nur so leise.

(Schluß folgt.)

## Eine Ehrenrettung der Mode.

Von A. Passow.

I.

Der berühmte Jurist, Professor Rudolf von Ihering, hat in dem soeben erschienenen zweiten Bande seines bedeutamen Werkes „Der Zweck im Recht“ die Mode mit so scharfen Worten als Unheilstäterin gebrandmarkt, daß wir alle Kraft aufbieten müssen, sie ihres Thrones zu entsetzen, falls sie wirklich diese Bezeichnung verdient. Der gelehrte Verfasser behauptet, sie habe sich als gesellschaftliche Regentin neben den drei weisheitsvollen Töchtern der sittlichen Weltordnung, Recht, Moral und Sitte gestellt und sich somit einen Platz angemacht, der ihr nicht zukomme; während nämlich diese Gutes auf Gutes wirkten, schütte sie eine Pandorabüchse voll Uebel über die menschliche Gesellschaft aus. Ihr Wankelmuth, ihre Pugsucht, ihre Zerstörungslust und ihre aufregende Unruhe keine Grenzen, und es sei rathsam, ihr je eher je besser die ihr keineswegs zukommende Krone wieder zu entreißen.

„Unausgesezt,“ sagt er, „irrt die Mode umher, um stets Neues anzuschauen. Aber nicht etwa ein solches, welches geschmackvoller wäre, als das Bisherige, sondern ihr ist es nur um das Neue als solches zu thun; sie schießt selbst davor nicht zurück, das gesunde Schöne und Geschmackvolle mit dem Häßlichen und Geschmacklosen zu vertauschen und Formen der Kleidung zu erfinden, die mit den von der Natur durch die Gestalt des menschlichen Körpers vorgezeichneten Grundlinien der Bekleidung im schroffsten Widerspruch stehen. Während sonst jede Cultur auf der Continuität der Entwicklung beruht, auf dem Festhalten und der sorgfältigen Pflege und Fortbildung des einmal Gewonnenen, jagt sich allein die Mode davon los, um im regellosen Zickzack, im wilden Tummel hin- und herzuspringen, jede eben gewonnene Position wieder opfernd und selbstmörderisch ihr kaum geschaffenes Werk zerstörend.“

Den Zweck dieses widerwärtigen Treibens aber erblickt der modefeindliche Gelehrte einzig und allein in der Aufrichtung einer Schranke zwischen der vornehmen Welt und den mittleren Klassen. Er nennt die Mode eine Hejragd der Standeseitelkeit und Standeseifersucht. Die höheren Kreise kleiden sich eigenartig und absonderlich, um sich von den tiefer stehenden zu unterscheiden. Diese aber raffen, von dem Dämon der Nachahmungslust angefacht, jede Neuerung als bald an sich, und die betrogene Erfinderin erlitt eiligst einen anders gearteten Augug, mit dem sie ihre Günstlinge für eine verschwindend kleine Zeit aus der allgemeinen Menge emporhebt. Und so entsteht ein ewiges Auf- und Niedertreten. Die eine Partei dringt auf Trennung, die andere auf Vereinigung und keine von beiden kommt jemals zum Ziel, denn jeder erreichte Gewinn zerplatzt wie eine Seifenblase. Die Modenjournalen aber laden die Schuld auf sich, dem thörichtesten Spiel Voranschub zu leisten und die Tyrannei der Mode zu befestigen.

Was ist gegen diese Anklage zu sagen? Ist die Mode wirklich verderblich, oder würden wir nicht vielleicht, wenn wir die Macht hätten, sie zu verbannen, mit dem Schlechten auch Gutes verwerfen?

Daß die Mode einige schädliche Eigenschaften hat, räumen wir ein. Doch auch das Recht, die Moral und die Sitte sind nicht fehlerfrei. Das Recht zeigt sich oft gewaltthätig und wettwendig, die Moral hart und kunstfeindlich, und von der Sitte jagt der Verfasser ausdrücklich, daß auf ihrem Boden zwischen dem trefflichen nachhaften Weizen gar manches verderbliche Unkraut wachse. Der ungeliebte Duellzwang, der stetig stärker um sich greifende Trinkgelder-Anflug, der Bedienten-Ton unserer grammatikalisch-unrichtigen Höflichkeitssprache sind handgreifliche Beweise des Vorhandenseins solcher gesellschaftsschädlichen Elemente. Ist es denn zu verwundern, daß auch die Mode bei ihrer Wanderung über die Erde den Saum ihres Gewandes hier und da besleckt hat? Und wenn sie die Eitelkeit, Hoffart und Gessalsucht, die wir so gern in einen ewigen Schlaf verjagt wußten, mit der verschwenderischen Fülle ihrer unablässig wechselnden, schimmernden Gaben beständig wach erhält, so können wir doch auch andererseits wieder sicher sein, daß diese drei lebenskräftigen Untugenden auch ohne ihre Hilfe Nahrungsmittel zu finden wußten.

Es kann also nicht in unserer Absicht liegen, die Mode als fehlerfrei darzustellen; uns ist es nur darum zu thun, nachzuweisen, daß der Kern ihres Wesens werthvoll und ihr Wollen und Wirken Achtung verdient. Sie ist unbedeutender als ihre Schwestern; kein Mensch wird das leugnen. Der Bau der sittlichen Weltordnung würde in seinen Grundfesten erschüttert, sobald Recht, Moral und Sitte ihrem Beruf entsagten; er würde jedoch nicht aus den Fugen gehen, falls die Mode ihre Arbeit einstellte. Aber nichtsdestoweniger würden einzelne Theile des kolossalen Schloßes, in dem die menschliche Gesellschaft ein so wohlthätiges Unterkommen gefunden hat, morsch werden und zerfallen. Und diese Thatsache würde uns beweisen, daß die Aufgabe, welche die Mode im Leben der modernen Culturvölker übernommen hat, durchaus nicht so unwichtig ist, wie man in der Regel annimmt.

Was will die Mode und wann entstand sie? Professor von Ihering sagt: „Die Römer, selbst auf der höchsten Stufe der Cultur, haben diesen gesellschaftlichen Imperativ in unsrem heutigen Sinne nicht gekannt.“ Das ist gewiß richtig; die jetzt so lebensvolle, stätliche Regentin lag damals noch in der Wiege; ihre ersten kindlichen Lebensäußerungen waren schwach und wurden kaum bemerkt. Ihre ältere Schwester, die Sitte, aber sorgte dafür, daß ihr die Tracht den Weg bereitete. Aber diese befandete von vornherein das Verlangen, die Menschen in scharfgeordnete Gruppen zu theilen, die neben, aber nicht miteinander lebten. Sie verlieh dem Träger den Stempel seiner Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volke, einer bestimmten Sette oder einem bestimmten Stande, und wie sie ihn stets in angenehmer Weise an seine Gemeinschaft mit allen Trachtgenossen erinnerte, so mahnte sie ihn, jeden Andersgekleideten als einen Fremdling zu meiden. Und da vor Christi Geburt das Bestreben aller Culturvölker auf jene hervorragende Sonderstellung gerichtet war, wie sie noch heute in Asien von China und Japan eingenommen wird, so entsprach die langsam sich entwickelnde, in kaum sich wandelnden Formen beharrende Nationaltracht in umfassender Weise dem Zweck, Einheimische und Ausländer streng von einander zu sondern. Die Standes- und Sektentrachten aber gliederten, diesem Scheidungsbedürfnisse

in noch höherem Grade nachgebend, die einzelnen Völker wiederum in Klassen und Kasten. Unabsehbar ist die Zahl der Scheidewände zwischen Mensch und Mensch, welche die Tracht im Alterthum errichtete. Und wenn sie auch die Vaterlandsliebe stärkte und noch manche andere Tugend zu nähren vermochte, so leistete sie leider auch dem Volks- und Kastenhochmuth und Egoismus kräftig Vorschub und hemmte die Entwicklung der individuellen Freiheit. Denn das Tragen der landes- und standesgemäßen Tracht war im Alterthum nicht nur ein Recht — es war auch eine Pflicht, der Keiner sich ungestraft entziehen durfte. Der Römer durfte die weiße Toga, das Nationalkleid, durch das er der Welt aussprach, daß er der freie Bürger seiner machtvollen Republik sei, auch in der Fremde nicht mit einem anderen Mantel vertauschen. Er sollte sich im Auslande wol als gebietender Herr, aber niemals ungezwungen und heimisch fühlen.

Daß dies Joch ein drückendes war, liegt auf der Hand. Die ersten leisen schüchternen Versuche der Mode, die Bekleidungsformen diesem Zwang zu entziehen, mußten als eine Wohlthat empfunden werden. Sie offenbarte bei diesen Bemühungen sofort ihren kosmopolitischen Charakter. Schon durch ihre ersten Thaten bewies sie, daß ihr Einfluß nicht beengender, sondern erweiternder Art ist. Ihre Hauptarbeit bestand nicht in der Errichtung von Scheidewänden, sondern in dem Niederreißen derselben. Wenn sie den spartanischen Mantel, der eigentlich nur den Mitbürgern des Leontidas zuzam, auch den übrigen Griechen zu empfehlen wußte, wenn sie zur Zeit des großen Alexander makedonische und asiatische Kleidungsstücke nach Hellas trug und die Römer auf die Feinheit des griechischen Geschmacks hinwies, suchte sie da nicht ein Vereinigungswerk der segensreichsten Art zu vollbringen? Spüren wir nicht das Erwachen einer freieren Lebensregung, eines lebhafteren Völkerverkehrs beim Lesen der Thatsache, daß es der Mode im zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb. bereits gelungen war, alle Trachtunterschiede, mit Ausnahme der Amtskleidung der Senatoren, zwischen den römischen Freien und Sklaven aufzuheben und den Toga-Trägern das Recht zu erwirken, dieses Gewand, dessen Schnitt, Stoff und Faltenwurf bisher streng vorgeschrieben war, nach eigenem Geschmack beliebig zu ändern und ihm eine nach griechischen Mustern geordnete, zierliche Färbung zu geben. Die Industrielosigkeit der Weltstadt erleichterte es der Mode, eine Menge ausländischer Stoffe, fremder Gewänder und Luxusartikel auf den Markt zu bringen. Sie hob den Handel, indem sie die florantigen Gewebe von Kos und Amorgos, die weißen und bunten Linnengewänder Aegyptens, die feinen Baumwollenzeuge aus Indien, die gemusterten Tücher aus Persien, die sogenannten attalischen Goldstoffe aus Pergamus und Purpurgewänder aus Tyrus einfuhrte. Daß sie mit diesen Waaren zugleich auch eine Menge kostbarer Schmuckgegenstände und Verschönerungsmittel aus dem weiten Bereich des Orients, ja sogar aus Nordeuropa in die Metropolis dringen ließ, daß sie außer Salben, Parfümerien, Haarseifen u. s. w. auch die Kunst, verlorne Haare und Zähne zu ersetzen, aufbrachte, wird der gestrenge Herr Professor der Mode nicht als Verirrung anrechnen. Im Gegentheil, wir finden in seinem Buch eine Stelle, welche das Bestreben, jeden körperlichen Mangel zu bedecken, nicht nur als eine lobenswerthe That, sondern auch als eine Pflicht jedes Gesellschaftsgliedes bezeichnet. Und wenn der nekische Martial zu Nero's Zeit in Rom sang:

„Fabulla schwört, daß ihr die Haare zugehören,

Die sie sich jüngst gekauft. Mit Recht kann sie dies schwören;“ so können wir, auf Ihering's Werk gestützt, dem Dichter die freilich etwas post festum eintreffende Antwort ertheilen, daß Fabulla ihr Geld in sehr zweckentprechender Weise ausgegeben und keinen Spott, sondern Lob verdient habe. „Was die Natur versagt oder genommen,“ heißt es im „Zweck im Recht“, „vermag die Kunst zu ersetzen. Die Geschicklichkeit des Friseurs bedeckt die Glatze mit Haaren, die des Zahnarztes füllt die Zahnlücken aus, die des Bandagisten liefert einen sehenden Arm, ein sehendes Bein, — lauter Hilfsleistungen im Dienste des Anstands. Man pflegt derartige Nachbildungen vielfach als falsche zu bezeichnen, gleich als ob es dabei auf eine Entstellung der Wahrheit, eine unlauntere Täuschung abgesehen wäre — man könnte ebenso gut den Kleidern den Vorwurf der Falschheit machen, sie verhüllen den menschlichen Körper. Der richtige Name ist nicht: falsch, sondern künstlich. Mag auch das subjective Motiv, das in derartigen Fällen die Kunst zu Hilfe ruft, vielfach nicht die Rücksicht auf Andere, das Anstandsgefühl, sondern die auf sich selber, die Eitelkeit sein, jedenfalls haben wir alle Ursache, der Eitelkeit dankbar zu sein: wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten.“

Aber freilich ist mit diesem zustimmenden Wort keineswegs zugleich auch eine Billigung des unbeschreiblichen Aufwandes ausgesprochen, der nach Christi Geburt das alte, schlichte Rom geradezu umgestaltete. Doch wenn sich die Verschwendung und die Pugsucht in so auffälliger Weise breit machte und Zucht und Ehrbarkeit in den Hintergrund drängten, so ist das nicht der neuerstandenen Herrscherin Mode, sondern dem Zeitgeist zur Last zu legen, der auf allen Gebieten einen Hang zur Ausschweifung befandete. Wie die Nationaltracht den Kern des Volkscharacters zum Ausdruck bringt, so spiegelt die Mode, sie muß es, sie kann nicht anders, den wechselnden Geist der Zeit getreulich ab. Ist dieser herrschsüchtig, prunkbegierig, phrasenhaft und trügerisch, so wird er das auch in der Bekleidung kundgeben, falls diese, den Banden der Tracht entrückt, freien Spielraum zur Entfaltung ihrer Eigenart gewinnt. Die Modenberichte aus der römischen Kaiserzeit tragen ein so charakteristisches Gepräge, daß man durch sie ein gar deutliches Bild des Verfalls der Sittlichkeit gewinnt. Nicht die Mode war es, welche der damaligen Welt Zug und Trug lehrte, sondern die damalige Welt war es, welche, trügerisch gestimmt, die Mode zu allerlei Extravaganzen veranlaßte und sie z. B. bewog, die blonde Haarfarbe und die langen Pöpe der germanischen Frauen zur Modefache zu erheben. Wenn man von einer Römerin jener Periode sagen konnte:

„Galla, Dich sticht Dein Pustisch aus hundertz Lügen zusammen. Während in Rom Du lebst, röthet Dein Haar sich am Rhein. Wie Dein seidenes Kleid, so heßt Du am Abend den Zahn auf, Und zwei Drittel von Dir liegen in Schacheln verpackt. Wangen und Augenbrauen, womit Du Erhörung uns zuwindest, Walte des Mädchens Kunst, das Dich am Morgen geschmückt. Warum kann kein Mann zu Dir, ich liebe Dich!“ sagen, Was er liebt, bist nicht Du! Was Du bist, liebt kein Mann.“



so zeigte das eben nur die tiefe Verderbnis der Frauenwelt, in die sie auch bei einem Beharren in den alten Fesseln der Nationaltracht gesunken wäre, die aber nicht durch die Mode hervorgerufen wurde, sondern in der Mode nur ihren Ausdruck fand. Die Haremfrauen der türkischen Sultane und Würdenträger, die Chinesinnen und Japanerinnen der höheren Stände, welche der Mode noch nicht unterthan sind, haben ungleich viel mehr Schminken, Haarfarbmittel und sonstige Toilettegeheimnisse in täglicher Verwendung, als die Modedamen unsrer abendländischen Städte. In Birma findet man kein einziges weibliches Wesen, das ihre Haut nicht durch die süßduftende, strohfarbene Schminke, Thanakha genannt, zu verschönern sucht, und doch kennt man in Hinterindien keine Mode. Ueberdies beschäftigt dieselbe sich, streng genommen, nur mit den Kleidern des Menschen, einschließlich seines Haarleides; die Körperpflege gehört nicht in ihr Gebiet. Was daher auf dem Gebiet der Hautverbesserungsmittel gesündigt wird, darf nicht in ihr Schuldbuch geschrieben werden.

**Junge Niederländerin.**

Nach dem Gemälde von C. v. Bodenhausen.

Ist das lebenswürdige junge Wesen, welches ernst und treuherzig mit den großen dunkeln Augen in die unsrigen blickt, wirklich im Vaterlande und in der Zeit der ersten Lebenshälfte des Rubens und des Frans Hals geboren, wie die steife Tellerkrause anzudeuten scheint, welche das feine Hälschen umgibt? Ich zweifle daran und halte die junge Dame für ein echt modernes hübsches Menschentind. Es hat sich mit jenem Halskragen, wie ihn die Männer und Frauen um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts nicht nur in den Niederlanden trugen, mit der schwarzen Robe und dem weißen, mit schmalem Spitzenbesatz gesäumten Häubchen geschmückt, um so als „junge Niederländerin“ am Arm eines Cavaliers im Coûtüm des jugendlichen Rubens oder eines Herrn vom Hofe Heinrich's IV. mit langem spanischen Stöpselbogen an der Hüfte auf einem Künstlermaskenfest zu erscheinen. Was mich an der „Echtheit“ dieser Tochter des letzten Drittels des 16. Jahrhunderts zweifeln läßt, ist weder die Formenbildung noch der Ausdruck des Köpfcchens. Dessen Augen und Mund sind so ernst und ehrbarlich, das Kinn ist so fest, das ganze glatte liebe Gesicht ist so wenig „nervös“, daß alles das sehr gut einem Kinde jener härteren und gesünderen Geschlechter angehören könnte. Aber das schöne Kind hat nicht darauf verzichten mögen, die Vorderhaare tief über die Stirn herein kraufen zu lassen, und damit verräth es sich als ein Fräulein unserer Tage. Als man den Kopf gleich dem des Täufers Johannes auf der Schüssel der Herodias auf solchen Tellerkransen ruhen ließ, war eine solche Haartracht streng verpönt. Damals strich jede Frau und jedes Mädchen die Haare fest und glatt zurück oder toupirte sie steif aufwärts, wie im 17. Jahrhundert. Keine „junge Niederländerin“ jener Zeit wäre auf die Idee verfallen, von dieser Mode in solcher Weise abzuweichen, während schon 10 bis 20 Jahre später Jede die Vorderhaare zierlich gekräuselt in die Stirn hinein zog. Aber wenn der Widerspruch zwischen Haartracht und Halskragen der Erscheinung den Anspruch auf historische Echtheit abschneidet, so schadet er ihrer Anmuth keineswegs und das holde Angesicht wird sicher die Wirkung und den Sieg durch die letztere jeder und jedem durch die erstere zu erreichende vorziehen.

**Pariser Brief.**

Ende Januar.

Neue, durch ihre Eigenart überraschende Winterstoffe gibt es freilich nicht mehr, bereiten sich doch jetzt in geheimnisvoller Werkstatt bereits die des jungen Lenzes vor; aber in Bezug auf Farbensammlung, Schnitt und Garnitur ist das Füllhorn der Modegöttin noch immer nicht erschöpft. Ich greife Einiges heraus.

Zunächst eine Schlittschuh-Toilette, wenn diese Wortbildung gestattet ist. Die Robe ist dunkelgrün, der Rock glatt, ohne Falten und Volants; an Stelle der letzteren garniren zwei Streifen Astragan denselben am unteren Rande. Die Taille verlängert sich in Form einer kurzen, hinten noch kürzeren Tunika, dieselbe wird vorn und an den Seiten in gleicher Weise garnirt, wie der Rock und mit drei Quastenknäulen geschlossen. Mit gleichen Passementieren sind die linke Schulter, der Hut, sowie der Muff ausgestattet. Gestatten Sie mir nun noch, Ihnen eine abweichende Form der genannten Toilette mitzutheilen: Granatfarbener oder violetter Stoff. Der luftfreie Rock mit breitem Pelsbesatz ist auf der rechten Seite geflickt und zeigt ein Duzend Längsfalten. Kurze, flache Paniers vervollständigen die mit einem großen Kragen und Aermelaufschlägen aus Pelz garnirte Taille.

Die nachstehend beschriebene Gesellschafts-Toilette ist von seltener Eleganz; die Garnitur erinnert an die altgriechischen Trachten, und da seit jener Zeit manches Jahrhundert vergangen ist, so kann man sie wol mit Recht als originell bezeichnen. Das Ensemble der Toilette bürt eine ebenmäßig gebaute, hohen Figur vorzüglich stehen. Doch urtheilen Sie selbst. Der Rock ist glatt; der Grund rosa und mit feuerfarbenen Wolken bedeckt — eine reizende Farbenwirkung! Taille und Schleppe aus ponceaufarbenem Sammet; erstere viereckig ausgeschnitten. Als Garnitur dient mit einer Goldborde versehenes und mit verschiedenartigen Blumenmustern und Arabesken geschmücktes Band. Zwei gleiche Bänder, parallel neben einander laufend, umschlingen unmittelbar unter der Schulter den Oberarm, gleichsam die Aermel ersenkend und enganschließend, während ein drittes den Ausschnitt umrahmt und über die beiden Achseln hinwegläuft, derart, daß die Schultern frei bleiben, ein viertes erstet das Halsband. Schließlich fällt eine gleiche Garnitur von der Taillenspitze bis auf wenige Centimeter oberhalb des Rockrandes herab, mit drei Schlingen endigend. Eine Agraffe an der Taillenspitze, eine andere oberhalb der genannten drei Schleifen. Die Schleppe ist mit dem-

selben Stoff gefüttert, aus dem der Rock hergestellt ist; bei jeder Bewegung der Schleppe leuchtet das Rosa hervor. Die eben beschriebene Toilette ist noch in keinem Pariser Salon gesehen worden; sie ist ein Geheimniß der Zukunft oder vielmehr dasjenige einer großen Pariser Schneiderin, Madame R.



Ich sah ein sehr niedliches Coûtüm für ein kleines Mädchen von 5—6 Jahren. Die Robe aus hellblauem Sammet, unten mit drei kleinen, sehr schmalen dunkelblauen Sammetstreifen garnirt, ist vorn offen, und, in Form von Gardinen, an jeder Seite der Taille mit einer Perlmutterchnalle zurückgehalten, so daß man eine Weste von gleichem Stoff, sowie unter dieser einen kleinen Rock aus gesticktem Tüll erblickt. Der große Kragen und die Manschetten sind ebenfalls aus Tüll. Strümpfe und Schleifen der kleinen Schuhe von gleicher Farbe wie der Rock (s. Abb. Nr. 1 und 2).

Modedebriefe sollen, fast hätte ich gesagt: verfrüht, nein, frühe Zugvögel sein, welche all die Geheimnisse des nahen Lenzes auf dem Gebiete der Mode indiscret ausplaudern, mit dem Unterschiede freilich, daß unsere gefiederten Freunde ihn wirklich gesehen haben, während unsere in allen Werkstätten mühsam inspiciere muß, aus denen die neuen Stoffe und Moden hervorgehen. So kann ich Ihnen denn schon verrathen, daß unter den zahlreichen neuen Frühjahrsmustern die goldenen und silbernen Sterne auf verschiedenfarbigem Grunde, zumal auf blauem, sehr bevorzugt sein werden. Hier die Beschreibung einer solchen Frühjahrs-Gesellschafts-toilette. Ein mit goldenen Sternen auf himmelblauem Grunde gemusterter Seidenstoff bildet das Material des einfachen Rockes, dessen unteren Rand drei schmale assortirte plissirte Tunnika aus weißem satin vervollständigt wird. Die rund ausgeschnittene Taille ist himmelblau wie der Rock und wirkt originell. Sie schnürt sich vorn in Form einer Spitze zu, unterhalb der sich kreuzenden Seidenschnüre einen Laß von gefaltetem Tüll zeigend. Die Taille ist vorn überaus spitz, an den Hüften sehr kurz, während der Schoß der Rückentheile sich in einer hoch gerafften Stoffbahn verliert.

Die „Sortie-de-bal“, welche ich Ihnen im Folgenden beschreibe, ist überaus grazios. Ein mit silbernen Sternen überjäter grüner Stoff, der an eine mit weißen sternartigen Marguerites geschmückte Wiese gemahnt, ist zur Herstellung derselben verwendet und in eine lange und weite Visite arrangirt. Der Rand ist mit einer Marabout-Chenille besetzt, das Futter aus weißem satin.

Die nachbeschriebene Gesellschafts-Toilette ist in hohem Maße elegant und reich. Der Stoff: cremefarbene Blonde mit azurblauer Chenille überzogen, bedeckt den Rock aus rosafarbenem satin, dessen Rand mit einer cremefarbenen Spitzenrüsche in Muschelform garnirt ist. Jede dieser lustigen Muscheln birgt silberne Quasten, welche einen brillanten Effect erzielen. Der vorn und im Rücken spitz ausgeschnittene Rock ist längs des Ausschnittes eine fast unsichtbare, mit Silberperlen überschimmerte Gaze, welche am Halse Tüllfalten und eine Rüsche bildet, gegengelegt. Letztere wird durch ein Perlenhalsband reliefartig herborgehoben. Die Aermel sind am Ellenbogen fröncirt und mit einer silbernen Quaste festgehalten. Im Haar eine auf ein schmales Band aufgesteckte Perlengarnitur, sowie ein mit Silberperlen überjäter Federtüpf.

Vielen Leserinnen wird die Beschreibung eines Anzuges für einen etwa fünf Jahre alten Knaben willkommen sein, dessen Stoffe kastanienfarben und blau sind. Von der zuerst genannten Farbe ist das kurze Hälschen gefertigt. Das Röschchen mit seinen ausgeschweiften Schößen aus marineblauem Sammet schließt ein in der Taille an und ist vorn weit geöffnet, eine kleine, plissirte, kastanienfarbene Bluse zeigend, welche ein blauer Gürtel mit goldener Schnalle umschließt. Blauer Seemannshut.

Zum Schluß noch eine niedliche Diner-Toilette von weißem Kashmir mit blauem oder granatfarbenem Sammet garnirt. Der Rock ist mit einem breiten Sammetband besetzt, unter dem ein kleines weißes Plissé hervorstrahlt. Die Tunika aus Sammet wird durch eine Schärpe mit großer Schleife aus weißem satin, welche nach außen umgelegt ist und gleichen Sammet als Futter sehen läßt, vervollständigt. Die Taille, der bisserigen Mode getreu, ist sehr kurz und spitz, sowie mit einem Plastron, dessen Stoff dem der übrigen Garnitur entspricht, versehen. Marguerite.

**Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. Februar.**

Fig. 1. Balltoilette. Der Rock aus weißem satin ist mit einem in breite Falten geordneten Theil von gemusterter Seidengaze überdeckt und nach Abb. mit Schrägstreifen von Plüsch garnirt. Die Tunika und die Taille sind aus gleicher Gaze gefertigt; letztere schließt am unteren Rande mit einem Plüschstreifen ab. Der sortie aus Plüsch ist mit Seidenfutter versehen und mit Chenillenbordüre begrenzt. Rote Netten mit Laub vervollständigen die Toilette.

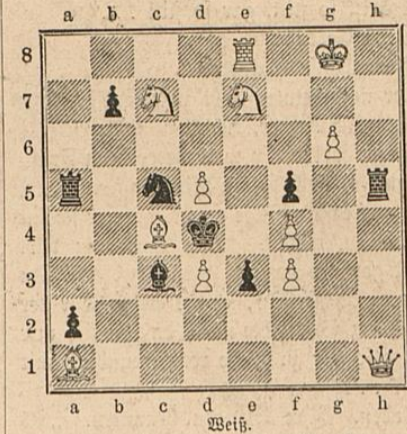
Fig. 2. Ballkleid. Dieses aus Mull hergestellte Kleid ist am unteren Rande mit einer 15 Cent. breiten, in Tüllfalten geordneten Frisur, welcher in regelmäßigen Entfernungen Schleifen von 4 Cent. breitem Atlasband aufliegen, begrenzt; außerdem bildet die Garnitur des Rockes theils schawlartig arrangirte, theils à plissé gefaltete Stofftheile. Die panierartige Taille ist mit einem Laß von crêpe-lisse verbunden und mit einem Gürtel ausgestattet. Kleine und größere Reichenfräule mit grünem Laub vervollständigen das Kleid nach Abb.

**Schach.**

**Aufgabe Nr. 121.**

Von F. V. Phelps.  
Schwarz.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 119 Seite 16.



Weiß.  
1. Se 5 — f 7.  
Schwarz.  
1. K f 5 n. e 4 oder n. f 6.  
Weiß.  
2. S f 7 — d 6 oder D g 3 — f 4 matt.  
A.  
Weiß.  
1. . . . .  
Schwarz.  
1. Beliebige anders.  
Weiß.  
2. D. oder S. matt.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

**Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 24.**

*	o	*	n	d	a
*	r	*	d	c	a
*	l	*	o	r	a
*	e	*	n	g	a
*	u	*	a	r	a
*	n	*	u	r	u

Die mit einem Stern bezeichneten Felder des nebenstehenden Quadrats lassen sich mit je einem Buchstaben so ausfüllen, daß die erste senkrechte Reihe (links) und die dritte senkrechte Reihe, von oben nach unten gelesen, den Namen eines deutschen Dichters ergeben. Versteht man unter einander die vier gegebenen Buchstaben der obersten waagrechten Reihe, ebenso innerhalb der zweiten waagrechten Reihe die vier darin gegebenen Buchstaben, ebenso in der dritten u. s. f., so ergeben die sechs waagrechten Reihen 6 bekannte Wörter von je sechs Buchstaben.

Diese 6 Wörter (aber in anderer Reihenfolge) bezeichnen: Einen hervorragenden französischen Dichter und Schriftsteller unserer Zeit. Ein deutsches Epos. Eine Heldern des achtzehnten Jahrhunderts. Einen Monat. Eine Münze. Einen ausgezeichneten Kunst-Schriftsteller unseres Jahrhunderts.

**Dechiffir-Aufgabe.**

Hinohuhinosuna setohohota' tuninu huhinata hehisabehisubino  
Banoti tuninu suhohibasita', tuninu tasab'asu' hina notubi;  
Banoti tuninu nuhisi' hina titoninu subitasahisubino. —  
Hisibisa husahisuta sotuninu nobasa notuninuta; setubi?

**Auflösung der 3 Nebst-Aufgaben Seite 32.**

Im Trüben fischen. — Monumentaler Bau. — Fata morgana.

**Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 23 Seite 32.**

Die von dem unredlichen Diener vorgenommenen Aenderungen waren folgende:

3	6	7	6	3
6			6	
7			7	
6			6	
3	6	7	6	3

88 Flaschen.

4	6	5	6	4
6			6	
5			5	
6			6	
4	6	5	6	4

84 Flaschen.

5	6	3	6	5
6			6	
3			3	
6			6	
5	6	3	6	5

80 Flaschen.

**Correspondenz.**

Verschiedenes. Frau W. A. Stettin. Zum Stärken von Kragen, Manschetten, Hemden etc. erweist sich die Doppelstärke von S. Mad in Ulm (nicht mit einfacher Reiskärke zu verwechseln) besonders empfehlenswerth; sie enthält die nöthigen Zusätze, um die Wäsche steif und elastisch zu machen, ist ohne vorheriges Eröfnen der Wäsche anwendbar, schon dieselbe und macht das Blättern leicht. Sie können die Mad'sche Doppelstärke in jeder Colonial- und Drogeriehandlung kaufen. — Wefine. Bedauern, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können. — Kaled. Nicht geeignet.

Diese Sammlung der dem „Bazar“ 1871—1884 beigegebenen Maskenbilder ist durch jede Buchhandlung zu beziehen, welche auf den „Bazar“ Abonnements annimmt oder — wo eine solche Buchhandlung fehlt — von uns direct per Post gegen Einsendung von M. 4.50 = 2 fl. 65 kr. De. W.

Bazar-Actien-Gesellschaft,  
Berlin SW., Entseplatz 4.

**Für die Fastnachtszeit.**

Soeben erschienen:

**Masken-Costüme.**

Ein Masken-Album mit ca. 80 Costüm-Entwürfen, 18 Blatt Folio-Format, theils ff. colorirt, theils in Schwarzdruck.

2. vermehrte Auflage.

Mit Textbeilage. In eleganter farbiger Mappe.

Preis 4 M. = 2 fl. 40 kr. Gr. W.